

Denis CLARINVAL

DER STEINFISCHER



VORWORT

Was folgt, trägt einen einfachen und rauen Titel: *Die Steinfischer*. Er verheißt keinen reichen Fang, kein Klirren der Beute im Eimer, keine leichte Freude prall gefüllter Netze. Er deutet vielmehr auf die Hartnäckigkeit einer Geste hin, die von Neuem ansetzt – trotz Enttäuschung, trotz Langsamkeit, trotz des trüben Wassers, das nichts zurückgibt. Ein Fischer sitzt mitten auf einem Teich, die Schnur ins Schweigen getaucht, und im Boot neben ihm ein Haufen Steine: Das Bild wirkt zunächst fast ironisch, als würde sich das Leben über unsere Erwartungen lustig machen. Doch es ist nicht ironisch. Es ist genau. Es kommt vor, dass man die Leine mit dem Verlangen nach Fisch auswirft – nach Sinn, nach Schönheit, nach Wahrheit, nach Trost – und geduldig Steine heraufzieht. Es kommt vor, dass das Leben, statt zu nähren, beschwert; statt zu erhellen, widersteht; statt zu antworten, schweigt. Und dann begreift man, dass es eine andere Art des Fischens gibt, langsamer, nackter: ein Fischen, das nicht auf Fülle zielt, sondern auf Bewährung; ein Fischen, das nicht füllen will, sondern aushalten.

Diese Texte entstehen an diesem Kippunkt: wenn der Stein aufhört, bloß eine Niederlage zu sein. Wenn er zum Beweis wird, dass es in der Welt eine Dichte gibt, die sich nicht in Worte auflösen lässt. Der Stein ist das Gewicht der Erde; er ist der Widerstand, der den Blick daran hindert zu gleiten; er ist die eigentliche Bruchstelle, an der das Wort Gestalt annimmt. Eine Epoche mag von Flügeln träumen, von ewigen Mauern, von schnellen Erhebungen – und gerade dort verirrt sie sich, weil sie den Körper vergisst, das Leben, die Langsamkeit und die Nacht, die den Dingen ihre Tiefe zurückgibt. Die aus der Tiefe heraufgeholtten Steine sind keine Trophäen, sondern Mahnungen. Sie sagen: Hier gibt sich nichts ohne Reibung. Hier sieht man

nichts ohne Opazität. Hier ist Sinn keine schwebende Idee, sondern eine Weise zu verweilen, zu hören, sich zu verwandeln.

Man täte jedoch Unrecht, dieses Fischen für eine bloße Metapher der Verzweiflung zu halten. Die Steine sind nicht nur das Scheitern eines Begehrens: Sie sind auch das Archiv der Welt, ihre stumme Sprache, ihr verdichtetes Gedächtnis. Sie bewahren die alte Wärme, die Müdigkeit der Jahrhunderte, die einverleibten Wunden, die zu Fleisch gewordenen Irrtümer. Sie sind das, was bleibt, wenn der Enthusiasmus sich verflüchtigt und die großen Worte ihren Glanz verlieren. Sie sind arm, aber sie lügen nicht. Und vielleicht beginnt hier die leiseste aller Wandlungen: zu begreifen, dass der Dichter nicht zuerst derjenige ist, der sich erhebt, sondern derjenige, der zurückkehrt; nicht derjenige, der die Erde durch Wolken ersetzt, sondern derjenige, der nahe genug am Boden bleibt, um im Sichtbaren den Anteil des Unsichtbaren zu vernehmen, der es durchzieht.

Denn es gibt mehrere Arten des Fischens. Es gibt jene, die eine abstrakte Schönheit über den Wassern sucht, eine Schönheit der Oberfläche, einen Spiegel ohne Tiefe. Es gibt jene, die das Ewige mit einer Wand verwechselt und Erhebung mit Flucht. Und dann gibt es das hartnäckige Fischen, jenes, das es annimmt, Steine heraufzuholen, bis sie aufhören, nur Steine zu sein. Dann ändert sich die Geste : Man sucht nicht mehr zu beweisen, zu überzeugen, ein System von Fängen zu errichten. Man sucht zu hören. Man begreift, dass die Erde spricht, doch mit leiser Stimme; dass sie sich nicht im Lärm preisgibt; dass sie feine Ohren verlangt, eine Wachsamkeit, eine Geduld. Und man entdeckt in diesem Hören eine eigentümliche Freude: die Freude des Ungewissen, die Freude des Versuchens ohne Garantie, die Freude, das Leben nicht auf das Reduzierbare zu verkürzen.

Die Gedichte, aus denen dieser Zyklus besteht, halten sich auf dieser Linie: zwischen Stein und Fisch, zwischen Gewicht und Übergang, zwischen Nacht und Tag. Sie wollen nicht erklären,

nicht belehren, der Welt keine Lektion erteilen. Sie wollen einen Hauch durchlassen, wie man Luft durchlässt, wenn die Höhle sich verdichtet. Sie folgen einer Bewegung: vom Steinfischer, der Gestalt des Menschen, der der Welt stumme Gewichte entreißt, zum Fischer des Unsichtbaren, der Gestalt dessen, der lernt, in derselben Welt diskrete Zeichen zu erkennen, begrenzte Flammen, eine Glut, die nicht schreit. Dann kommt der Ruf, der Erde zuzuhören, die Tugend zum Körper und zum Leben zurückzuführen – nicht um sie zu mindern, sondern um ihr einen menschlichen Sinn zu geben. Und schließlich, am Ende, die Silhouette des gesichtslosen Dichters, jenes, der sich weigert, Statue zu sein, der sich weigert, ein Meister zu sein **zu verehren**, der beinahe befiehlt, ihn zu verlieren, damit jeder sich selbst finde. Es gibt keinen letzten Zufluchtsort in einer Gestalt : es gibt einen Weg, einen großen Mittag, ein Versprechen, das sich nicht mit einem neuen Gott verwechselt.

Man muss diese Texte lesen, wie man in der Dämmerung einem Pfad folgt, der keine Wegweiser trägt. Sie schreiten voran in Wiederaufnahmen, in Variationen, in Rückkehrbewegungen, so wie das Wasser im Teich voranschreitet: ohne Eile, ohne Emphase, aber mit einer beharrlichen Tiefe. Sie tragen eine einfache Intuition : Die Erde ist nicht der Feind des Unendlichen; sie ist seine Bedingung. Was man das „Unsichtbare“ nennt, ist kein Anderswo; es ist eine Tiefe des Sichtbaren. Und die Dichtung fügt, wenn sie gerecht ist, der Welt keine Ornamente hinzu: sie gibt der Welt ihren Widerstand zurück, ihr Halbdunkel, ihre Fähigkeit zu antworten.

So bezeichnet der Titel *Die Steinfischer* keinen Fluch, sondern eine gründende Prüfung. Steine heraufzuholen heißt, Dichte zu lernen. Es heißt, Maß zu lernen. Es heißt zu lernen, dass man nicht heilt, indem man flieht. Es heißt zu lernen, dass das Wort nur trägt, wenn es auf eine Wirklichkeit gestimmt ist, die nicht nachgibt. Und erst von dort aus kann das Unsichtbare gefischt werden, nicht als Wunder, sondern als Treue: eine einzige Flamme, die aus den Ruinen

aufspringt, ein Duft der Zukunft, ein heilsamer Geruch, eine neue Hoffnung, die die Erde umhüllt, ohne sie zu verraten.

Man trete also in diese Seiten ein, wie man sich an den Rand des Teiches setzt: ohne Ungeduld, ohne Forderung nach Fang. Die Schnur sinkt in das dunkle Wasser. Die Welt eilt nicht. Und doch steigt etwas empor, manchmal ein Stein, manchmal eine Glut, manchmal eine Freude, tiefer als der Schmerz. Entscheidend ist nicht, das Boot zu füllen, sondern fähig zu werden zu hören und, dicht an der Welt, den Ort eines neuen Morgens zu schaffen.

VON DEN DICHTERN

„Seit ich den Leib besser kenne“, — sagte Zarathustra zu einem seiner Jünger — „ist mir der Geist nur noch in einem gewissen Maße Geist; und alles, was ›unvergänglich‹ ist, ist ebenfalls nur Symbol.“ „So habe ich dich schon einmal sprechen hören“, antwortete der Jünger; „und damals hast du hinzugefügt: ›Aber die Dichter lügen zu viel.‹ Warum sagtest du also, dass die Dichter zu viel lügen?“ „Warum?“, sagte Zarathustra. „Du fragst nach dem Warum? Ich gehöre nicht zu denen, die man nach ihrem Warum fragen darf. Ist denn das, was ich erlebt habe, von gestern? Längst habe ich die Gründe meiner Meinungen erlebt. Müsste ich nicht ein Fass des Gedächtnisses sein, um meine Gründe bei mir zu behalten? Schon habe ich Mühe genug, meine Meinungen zu bewahren; und so mancher Vogel entfliegt mir. Und es geschieht mir auch, dass in meinem Taubenschlag ein Tier ist, das nicht aus meinem Taubenschlag stammt und mir fremd ist; es zittert, wenn ich die Hand hineinlege. Doch was sagte dir Zarathustra einst? Dass die Dichter zu viel lügen. — Aber auch Zarathustra ist ein Dichter. Glaubst du denn, dass er darin die Wahrheit gesagt hat? Warum glaubst du es?“ Der Jünger antwortete: „Ich glaube an Zarathustra.“ Doch Zarathustra schüttelte den Kopf und lächelte. „Der Glaube rettet mich nicht“, sagte er, „der Glaube an mich selbst am wenigsten von allen. Doch gesetzt, jemand sagte ernstlich, die Dichter lügen zu viel: er hätte recht — wir lügen zu viel. Wir wissen auch zu wenig und lernen zu schlecht: darum müssen wir lügen. Und wer von uns Dichtern hätte nicht seinen Wein verfälscht? Viele giftige Mixturen sind in unseren Kellern bereitet worden, das Unbeschreibliche ist geschehen. Und da wir wenig wissen, lieben wir aus Herzensgrund die Armen im Geiste, vor allem, wenn es junge Frauen sind! Und wir begehren sogar die Dinge, die alte Frauen sich abends erzählen. Das nennen wir in uns das Ewige Weibliche. Und indem

wir uns einbilden, es gebe einen geheimen Weg zur Erkenntnis, der sich denen entzieht, die etwas lernen, glauben wir an das Volk und an seine ›Weisheit‹. Doch alle Dichter glauben, dass derjenige, der im Gras liegt oder an einem einsamen Hang, lauschend, etwas lernt von dem, was zwischen Himmel und Erde vorgeht. Und wenn ihnen zarte Regungen kommen, glauben die Dichter immer, die Natur selbst sei in sie verliebt: und sie schleiche sich an ihr Ohr, um ihnen geheime Dinge und schmeichelnde Worte zuzuflüstern. Damit prahlen sie und verherrlichen sich vor allen Sterblichen! Ach! es gibt so vieles zwischen Himmel und Erde, wovon nur die Dichter geträumt haben! Und vor allem über dem Himmel: denn alle Götter sind Symbole und Kunstgriffe der Dichter. Wahrlich, wir werden stets nach oben gezogen — das heißt in das Wolkenland: dorthin setzen wir unsere bunten Ballone und nennen sie Götter und Übermenschen. Denn sie sind leicht genug für diese Art von Sitzen! — all diese Götter und Übermenschen. Ach! wie müde bin ich alles Unzulänglichen, das um jeden Preis Ereignis sein will! Ach! wie müde bin ich der Dichter!“

Als Zarathustra dies gesagt hatte, war sein Jünger über ihn erzürnt, doch er schwieg. Und auch Zarathustra schwieg; und seine Augen hatten sich nach innen gewandt, als blickte er in die Ferne. Schließlich seufzte er und holte Atem. „Ich bin von heute und von einst“, sagte er dann; „doch es ist etwas in mir, das von morgen ist, von übermorgen und von der Zukunft. Ich bin müde der Dichter, der alten und der neuen: mir sind sie alle oberflächlich und alle ausgetrocknete Meere. Sie haben nicht tief genug gedacht: darum ist ihr Gefühl nicht bis in die Tiefen hinabgestiegen. Ein wenig Wollust und ein wenig Langeweile — das war noch das Beste in ihren Meditationen. Ihre Harfenklänge erscheinen mir wie Gleiten und Entweichen von Gespenstern; was wussten sie bisher von der Glut, die in den Tönen wohnt! — Sie sind auch nicht rein genug für mich: sie alle trüben ihr Wasser, um es tief erscheinen zu lassen. Sie geben sich gern als Vermittler aus, doch bleiben sie mir stets Menschen der Mitte, der Halbheiten,

Trübler und Unsaubere! — Ach! Ich habe mein Netz in ihre Meere ausgeworfen, um gute Fische zu fangen, doch immer zog ich den Kopf eines alten Gottes herauf. So gab das Meer dem Hungrigen einen Stein. Und sie scheinen selbst aus dem Meer zu kommen. Gewiss, man findet dort Perlen: eben das macht sie umso ähnlicher harten Krustentieren. Statt einer Seele fand ich bei ihnen oft salzigen Schaum. Sie haben dem Meer seine Eitelkeit entlehnt; ist das Meer nicht der eitelste Pfau unter allen Pfauen? Selbst vor dem hässlichsten Büffel schlägt es sein Rad ; unermüdlich breitet es die Seide und das Silber seines Spitzenfächers aus. Der Büffel blickt zornig, seine Seele ist ganz nah am Sand, näher noch am Gestrüpp, am nächsten aber am Sumpf. Was kümmert ihn Schönheit und Meer und die Pracht des Pfauen! Dies ist das Gleichnis, das ich den Dichtern widme. Wahrlich, ihr Geist selbst ist der eitelste Pfau unter allen Pfauen und ein Meer der Eitelkeit! Der Geist des Dichters will Zuschauer: und wären es auch Büffel! — Doch ich bin dieses Geistes müde geworden; und ich sehe eine Zeit kommen, da er seiner selbst müde sein wird. Ich habe die Dichter sich schon verwandeln sehen und ihren Blick gegen sich selbst richten. Ich sah Büsser des Geistes kommen: sie sind unter den Dichtern geboren worden. — Also sprach Zarathustra.“

(Nietzsche, *Also sprach Zarathustra*, Zweites Buch)

LEKTÜRE

Dieser Text ist ein kleiner Vulkan, weil er ruhig eine sehr zähe Illusion zur Explosion bringt: die Vorstellung, der Dichter stünde von Berufung wegen auf der Seite der Wahrheit. Alles beginnt übrigens mit einem Satz, der die ganze Szene verschiebt: Seit Zarathustra den Leib besser kennt, ist der Geist nur noch „in einem gewissen Maße“ Geist, und das „Unvergängliche“ ist nichts als Symbol. Anders gesagt: Er kappt radikal die Versuchung, aus dem Gedicht eine Treppe ins Jenseits oder ein Organ des Ewigen zu machen. Er zerstört das Symbolische nicht; er setzt es an seinen Platz zurück: Das Symbol ist kein Beweis, noch weniger eine Substanz; es ist eine Figur, die anzeigt, die weist, die skizziert — aber nichts garantiert. Dieser Einstieg erhellt alles Weitere: Wenn das „Unvergängliche“ Symbol ist, dann spricht der Dichter, der so redet, als handhabe er unvergängliche Wirklichkeiten, allzu leichtfertig. Und er lügt. Nicht im moralischen Sinn, sondern in dem Sinn, dass er seine Figuren für Dinge nimmt, seine Aufschwünge für Fundamente, seine Intensitäten für Gewissheiten.

Die Szene mit dem Jünger ist sehr wichtig, weil sie eine Dramaturgie des Glaubens errichtet. Der Jünger will ein „Warum“, er will Gründe, Rechtfertigungen, eine Lehre. Und Zarathustra verweigert sich: nicht aus Laune, sondern weil die Forderung nach dem „Warum“ bereits ein Wille ist, festzulegen, zu archivieren, zu stabilisieren, was in ihm Bewegung geworden ist. Er sagt gewissermaßen: Meine Gründe sind keine Beweisstücke; was ich erlebt habe, ist nicht „von gestern“, und meine Meinungen halten sich in mir selbst nur mit Mühe — sie fliegen davon wie Vögel. Ein großartiges Bild: Ein lebendiges Denken ist ein Taubenschlag, kein Tresor. Und manchmal ist in diesem Taubenschlag „ein fremdes Tier“, das zittert, wenn man die Hand hineinlegt: etwas in uns, das nicht von uns ist, das sich dort eingenistet hat, das Angst macht, das Widerstand leistet. Man ist hier sehr nahe bei dem, was du über die Risse sagtest: Es ist

kein Ort, in dem man sich einrichtet, sondern eine Durchquerung, eine innere Fremdheit, eine Schattenzone, die zittert, wenn man sie berührt. Es ist sogar das Gegenteil des professoralen Diskurses: Das Denken hält sich nicht als System, es hält sich als gezähmte Unruhe.

Und hier wendet sich Zarathustra gegen sich selbst: „Die Dichter lügen zu viel ... aber auch ich bin ein Dichter.“ Der Text wird zu einem gesprungenen Spiegel. Es geht nicht mehr darum, „die anderen“ anzuprangern, sondern einen Strukturfehler zu treffen: Die Dichtung hat, insofern sie Bilder, Götter, Übermenschen, geheime Wege zum Wissen hervorbringt, eine natürliche Neigung zur Aufblähung. Sie ist nicht falsch, weil sie erfindet — Erfinden ist ihre Größe —, sondern weil sie sich vom Prestige der Erfindung verführen lässt, von dem Wunsch, die Erfindung möge wahrer sein als das Reale. Daher das Motiv des verfälschten Weins: Der Dichter schneidet seinen Wein, mischt, manipuliert, fügt Substanzen hinzu, damit die Wirkung stärker, seltener, „unsagbarer“ werde. Hier liegt eine erbarmungslose Kritik des „Erhabenen“ als Droge: das „realisierte“ Unbeschreibliche, das fabrizierte Geheimnis, die nachgemachte Tiefe. Und Nietzsche fügt einen grausamen und sehr hellsichtigen Zug hinzu: Weil der Dichter wenig weiß und schlecht lernt, rächt er sich durch Mythologie, durch Sentimentalität, durch diesen Geschmack am „Ewig-Weiblichen“, durch den Glauben an das Volk und seine „Weisheit“, durch die Vorstellung, man könne, im Gras liegend, kosmische Geheimnisse belauschen. Das richtet sich nicht gegen die Zärtlichkeit an sich; es richtet sich gegen ihren Gebrauch, wenn sie zu einem imaginären kognitiven Privileg wird, zu einer Abkürzung zur Wahrheit. Der Dichter sagt sich: „Ich habe nicht gelernt wie die Gelehrten, also habe ich einen anderen Zugang, reiner, geheimer.“ Diese Anmaßung nennt Zarathustra Lüge: nicht die Lüge des Mundes, sondern die Lüge der Haltung.

Das Herzstück der Passage ist die Demontage der „höheren Regionen“ als Ablage bunter Ballone. Man meint oft, Nietzsche greife die Metaphysik im Namen eines flachen

Materialismus an ; hier ist es etwas anderes: Er greift den „poetischen“ Aufstieg an, wenn er nur Leichtigkeit, Flucht, Spektakel ist. Der Dichter, sagt er, platziert über dem Himmel seine Götter und seine Übermenschen, weil sie leicht sind, weil sie gut schwimmen, weil sie die Blicke anziehen. Auch hier ist es keine Kritik des Ideals als solchen; es ist eine Kritik des Ideals, wenn es zum Ersatz für die Arbeit der Tiefe wird. Das Wort „durchquert“ gewinnt hier sein ganzes Gewicht: Die leichte Erhebung ist eine Weise, dem Durchquertwerden vom Dunklen auszuweichen. Statt in den Schatten hinabzusteigen — nicht den Schatten als Übel, sondern den Schatten als Tiefe und Widerstand — steigt der Dichter in die Wolken, in die Bequemlichkeit des Wunderbaren, und nennt das „Inspiration“. Und Zarathustra, ermüdet, lässt einen Satz fallen, der zur Devise seines eigenen Kampfes gegen das allzu klare Wort werden könnte: Er ist müde des „Unzulänglichen, das um jeden Preis Ereignis sein will“. Es ist eine Müdigkeit gegenüber der Emphase, gegenüber dem seelischen „Datumsetzen“, gegenüber der permanenten Inszenierung des Tiefen.

Darauf folgt die große Wendung: Zarathustra schweigt, blickt „nach innen“ und bekräftigt dann, dass in ihm etwas von morgen und von übermorgen ist. Das ist wesentlich: Was er sucht, ist kein Urteil über die Dichtung, sondern eine andere Weise, sie möglich zu machen. Wenn er sagt, die Dichter seien „oberflächlich“ und „ausgetrocknete Meere“, zielt er genau auf das Fehlen des Abstiegs: Sie haben nicht genug „in der Tiefe“ gedacht, daher ist ihr Gefühl nicht bis in die Tiefen hinabgestiegen. Das ist keine moralisierende Beleidigung, es ist eine Diagnose : Ohne Tiefe bleibt das Gefühl Theater. Und wenn er ihnen vorwirft, ihre Wasser zu trüben, um sie tief erscheinen zu lassen, trifft er einen sehr seltenen Punkt: Falsche Tiefe ist an ihrer Trübung erkennbar. Diese Trübung ist nicht die fruchtbare Nacht, nicht die lebendige Opazität; sie ist die gewollte Turbidität, die als Abgrund maskierte Verwirrung. Hier hört man, wie du und ich, die Nähe zu deinem Satz von der Transparenz des Blicks: Es gibt eine Transparenz, die

die Sprache zum Einsturz bringt, und es gibt auch eine Dunkelheit, die sie verfälscht. Zwischen beiden braucht es jene „gerechte Halbdunkelheit“, die du suchst: eine Dunkelheit, die kein Vernebeln ist, sondern Widerstand; eine Tiefe, die sich nicht zeigt, sondern sich annähern lässt. Die lange Metapher von Meer und Pfau ist eine der gewaltsamsten des Textes. Das Meer ist Eitelkeit: Es entfaltet seine Spitzen, schlägt sein Rad, glänzt, fasziniert. Der Dichter gleicht diesem Meer : der Perlen fähig, ja, aber auch Krustentier, hart, salzig, Schaum anstelle einer Seele. Und ihm gegenüber der Büffel, „der hässlichste“, dessen Seele nahe beim Sand ist, beim Gestrüpp, beim Sumpf: nahe dem Unten, nahe der schweren Erde, nahe dem, was nicht glänzt. Hier ist Nietzsche subtil : Er sagt nicht „Seid Büffel und nicht Pfau“, er sagt, der Pfau-Dichter braucht Zuschauer, „und wären es auch Büffel“. Anders gesagt: Der Geist des Dichters ist oft ein Begehren nach Publikum. Angegriffen wird die Dichtung als ontologischer Narzissmus: Kunst nicht als innere Notwendigkeit, sondern als Ökonomie der Blicke. Und diese Kritik verschont Zarathustra selbst nicht: Denn auch er spricht, auch er verführt, auch er baut eine Szene. Daher die beinahe prophetische Schlussfolgerung: Er sieht eine Zeit kommen, in der der Geist des Dichters seiner selbst müde sein wird und in der „Büßer des Geistes“ geboren werden, hervorgegangen aus den Dichtern. Das ist die Spitze: Die höchste Dichtung ist nicht jene, die Götter hinzufügt, sondern jene, die ihre eigene Versuchung zu lügen sühnt, die sich gegen ihre Eitelkeit wendet, die sich erprobt, sich reinigt — nicht aus Moral, sondern aus Notwendigkeit der Wahrheit.

Wenn ich sagen müsste, was dieses Kapitel dir gibt, ohne es zu reduzieren, dann dies: Nietzsche greift die Dichtung nicht an; er greift die Dichtung an, die sich vor der Kluft schützt, indem sie sie durch die Wolke ersetzt. Er fordert eine durchquerte, erprobte, hinabgestiegene Dichtung, eine Dichtung, die sich nicht damit begnügt, den Abgrund zu evozieren, sondern seiner Widerständigkeit, seiner Langsamkeit, seiner Halbdunkelheit zustimmt. Und er warnt

dich vor zwei symmetrischen Hochstapeleien: der Transparenz (in der die Welt zur Oberfläche wird und die Sprache zusammenbricht) und der fabrizierten Trübung (in der die Sprache Tiefe simuliert, indem sie ihre Wasser aufwühlt). Zwischen diesen beiden Lügen liegt der schmale Weg: das Gedicht als Wache, als Haltung, als Anrede, nicht „über dem Himmel“, sondern **am** Rand der Kluft, dort, wo der Schatten kein Dekor ist und das Unendliche kein Ballon, sondern ein Durchgang.

DER STEINFISCHER

Er stieg vor der Dämmerung hinab an uferlose Wasser,
Dort, wo das Meer atmet wie ein müdes großes Tier,
Mit seinem schweren Netz, den rauen Seilen, den bloßen Händen,
Er suchte nicht den Schaum, noch die Gesänge der Ferne,
Sondern jenes seltene Frösteln unter der Oberfläche, eines Lebens, das widersteht,
Eine Berührung, einen Stoß, ein Zeichen im salzigen Dunkel,
Denn er glaubte noch, dass es einen guten Fisch gibt,
Dass er aus der Tiefe kommt, eine Glut der Tiefe in sich trägt,
Und dass man, wenn man ihn ans Licht zieht, auch aus der Welt
Eine Wahrheit ohne Glanz zieht, doch dicht wie ein warmer Stein.
Das Meer jedoch gab sich weit, erhaben und leer,
Es rollte seine Spitzen, seine Spiegelungen, seine Versprechen,
Es zeigte seine Farben wie ein entfalteter Pfau,
Und er, der arme Fischer, ließ sich vom Gestus fangen,
Warfen noch und noch sein Netz in die Pracht,
Ohne Zorn, ohne Klage, mit der Geduld des Handwerks,
Er wartete, der Körper reglos, das Ohr im Wind,
Wie man wartet, dass ein Wort endlich Gewicht auf der Zunge bekommt,
Wie man wartet, dass eine Nacht tief genug werde,
Damit das Wahre aufsteigt, nicht in Schreien, sondern im Schweigen.
Im Meer gab es Gerüchte von Wundern,
Bunte Ballone stiegen aus den Wellen in den Himmel,

Man nannte sie Götter, man nannte sie Übermenschen,
Und jeder Ballon zog den Blick zur Leichtigkeit hin,
Zu den Regionen, wo man schwebt, ohne durchquert zu werden,
Wo man sich für tief erklärt, weil man hoch ist,
Doch der Fischer blieb nahe am Rand, nahe beim Sand,
Er kannte das Gewicht der Dinge, die Schwere des Salzes,
Er wusste, dass wahre Tiefe sich nicht ankündigt,
Dass sie sich nicht zeigt: sie stößt an, sie hält zurück, sie verletzt.
Wenn er das Netz heraufzog, fiel das Wasser wie Tränen,
Die Seile sangen einen Augenblick und wurden wieder stumm,
Und in den zitternden Maschen, fast immer,
Fand er dieselbe Gabe: einen kalten Stein,
Einen alten Kopf, ein Götzenantlitz ohne Augen,
Als gäbe das Meer, spöttisch, dem Hunger seine Härte zurück,
Als sagte es: „Sieh, das ist es, was du suchst,
Du wolltest Lebendiges, ich gebe dir das Symbol,
Du wolltest Fisch, ich gebe dir den abgenutzten Gott,
Du wolltest Tiefe, ich gebe dir die Form der Tiefe.“
Dann wusch er den Stein, sanft, mit Geduld,
Entfernte Algen, Muscheln, Schlamm,
Blickte lange auf dieses Antlitz aus Salz und Zeit,
Und etwas in ihm zögerte, wie ein gefangener Vogel,
Denn der Stein hatte eine Schönheit, ja, eine harte Schönheit,
Eine Schönheit aus Schuppe und Staub,

Doch er nährte niemanden, außer den Stolz,
Er gab weder Fleisch noch Wärme noch Atem,
Und er begriff, ohne es auszusprechen, dass die Welt bisweilen lügt,
Indem sie der Abwesenheit von Leben vollkommene Formen gibt.
Er dachte an die Dichter, die ihre Netze aus Worten auswerfen,
Die Götter heraufholen, Wolken, klingende Perlen,
Die ihr Wasser trüben, damit es tief erscheine,
Die eine aufgewühlte Oberfläche „Abgrund“ nennen,
Und die, wenn sie hungern, die Eitelkeit des Schaums essen.
Der Fischer hingegen hungerte nach einem einfachen Fisch,
Einem dunklen, schweren Fisch, ohne Glanz,
Nach etwas, das aus den Tiefen kommt, ohne sich zur Schau zu stellen,
Nach etwas, das dem Licht widersteht
Und in seinem Fleisch die Nacht des Meeres bewahrt.
Doch das Meer blieb Pfau, und der Pfau liebt den Beifall,
Unermüdlich entfaltet er die Seide seiner Spitzen,
Er verlangt nach Zuschauern, und wären es nur Büffel,
Und der Fischer spürte bisweilen dieses Verlangen im eigenen Herzen,
Dieses Bedürfnis, gesehen zu werden im Ringen, bewundert im Gestus,
Bejubelt, wenn er das Netz heraufzieht.
Da tadelte er sich wegen seines inneren Theaters,
Denn dieses Theater verfälscht den Wein der Sprache,
Verwandelt die Suche in ein Ereignis
Und die Tiefe in bloße Kulisse für den Ruhm.

Er lernte, ohne Zeugen zu fischen, im nackten Wind,
Sich das Meer nicht als Geliebte zu erzählen,
Nicht zu glauben, es flüstere ihm Geheimnisse zu,
Sondern nur seinen ungeheuren, gleichgültigen Atem zu hören
Und dort zu bleiben, durchquert von der unklaren Dunkelheit,
Denn der Schatten ist nicht das Böse: er ist die Tiefe des Wirklichen,
Er gibt dem Blick seinen Widerstand zurück, seine Langsamkeit,
Und der Sprache ihre Haltung, ihre Glut, ihre Scham.
So begriff der Fischer, dass er nicht erobern sollte,
Sondern einwilligen: warten, ohne einen Ausweg zu erfinden.
Es gab Abende, an denen das Meer fast zu schweigen schien,
An denen der Mond auf dem Wasser eine zerbrechliche Straße legte,
Und der Fischer in diesem Halbdunkel die Kluft der Welt spürte,
Nicht als Loch, um sich darin zu bergen, sondern als Durchgang in ihm,
Als Öffnung, die ihn wirklicher machte, ärmer,
Näher beim Sand, beim Gestrüpp, beim inneren Sumpf.
Er sagte sich: „Ich bin kein Meister, ich bin eine Schwelle,
Ich bin kein Sieger, ich bin ein Wächter,
Ich bin kein Pfau-Dichter, ich bin ein suchender Mensch,
Und suchen heißt, die Müdigkeit des Nicht-Findens anzunehmen.“
Dennoch warf er weiter aus, aus Treue zum Möglichen,
Nicht zum Möglichen der Ballone, sondern zum Möglichen der Tiefe,
Er warf, wie man sich an jemanden wendet, ohne Garantie,
Wie man einen Satz ausspricht, der nicht abschließen will,

Wie man in den Ruinen die Hand ausstreckt, ohne Erlösung zu versprechen.

Er warf sein Netz, und das Meer antwortete mit seiner Schönheit,

Mit seiner großen, nutzlosen Schönheit, und das verletzte ihn,

Denn Schönheit ohne Leben ist eine vollkommene Ironie,

Sie gleicht der Wahrheit und ist doch nur Oberfläche,

Sie gibt dem Herzen einen Stein und nennt das Nahrung.

Manchmal kehrte er mit Körben voller Steine zurück,

Und in der Hütte stapelten sich die Steine wie Seiten,

Alte Götter, Masken, vom Salz zerfressene Götzen,

Ein ganzes Museum von Symbolen, um einen Menschen zu verhungern.

Nachts betrachtete er sie im Schein einer Laterne

Und fragte sich: „Bin ich zum Sammler der Abwesenheit geworden?

Bin ich der geworden, der Zeichen und Fleisch verwechselt?

Bin ich selbst zum Dichter geworden, der seinen Wein verfälscht,

Der den Stein als Fisch ausgibt

Und die Eitelkeit als Tiefe?“

Da traf er eine langsame Entscheidung, nicht heroisch:

Er schleuderte die Steine nicht zornig ins Meer zurück,

Er verleugnete weder die Schönheit noch das Symbol,

Er lernte nur, sich nicht darin zu täuschen,

Zu sagen: „Dies ist Stein, und er nährt nicht“,

Das Symbol als Lampe zu bewahren und nicht als Brot,

Sich zu erinnern, dass das Unvergängliche Symbol ist,

Dass der Geist nur in einem gewissen Maße Geist ist,

Und dass das Wort, wenn es gerecht sein will,
Hinabsteigen muss in den Körper, in den Sand, in das Gewicht.
Er begann wieder nahe am Grund zu fischen, nahe beim Schwarzen,
Nicht aus Technik, sondern aus Einwilligung,
Er suchte nicht mehr das Ereignis, sondern die Gegenwart,
Er suchte nicht mehr die Perle, um auf dem Markt zu glänzen,
Er suchte den Fisch ohne Zeugen,
Jenen, der fern der Lichter lebt, fern der Ballone,
Jenen, der sich nicht erzählt, der sich nicht rühmt,
Jenen, der lebt, schlicht lebt,
Und wenn er nicht kam, blieb der Fischer dennoch,
Denn bleiben ist bisweilen die einzige mögliche Wahrheit.
Er wurde stiller, und die Stille erzog ihn,
Sie lehrte ihn den Unterschied zwischen tief und trüb,
Zwischen Schatten und Verwirrung, zwischen Nacht und Theater,
Sie lehrte ihn, dass wahre Tiefe sich nicht beschmutzen muss,
Dass sie dunkel ist ohne Kunstgriff, dicht ohne Spektakel,
Und dass der Blick, um zu sehen, gestoßen werden muss,
Auf Widerstand treffen muss, auf eine Schwelle, auf Opazität,
Sonst gleitet er, und mit ihm gleitet die Sprache,
Und man spricht, ja, doch wie man über Eis geht,
Ohne je den Boden zu spüren, ohne je zu wohnen.
Einmal, an einem nebligen Morgen, spürte er endlich,
Nicht einen heftigen Stoß, sondern eine Spannung im Netz,

Etwas Schweres, Lebendiges, Widerständiges,
Das Meer begann zu ziehen, als wolle es nicht geben,
Und der Fischer lächelte, nicht aus Sieg, sondern aus Wiedererkennen,
Denn diese Verweigerung war der Beweis, dass Leben da war,
Leben widersteht, es gibt sich nicht wie ein Gegenstand,
Es ringt, es entzieht sich, es verletzt,
Und diese Verletzung ist eine ernste Freude,
Wie eine Glut in der Asche: klein, aber unabweisbar.
Er zog lange, die Hände von der Leine verbrannt,
Den Körper vorgeneigt, den Atem kurz,
Und als das Netz endlich heraufkam, sah er es nicht sofort,
Der Nebel, das Wasser, das Salz trübten den Augenblick,
Dann erschien eine dunkle Form, ohne Glanz,
Ein schwarzer Fisch, schwer, fast Stein durch seine Dichte,
Doch warm, doch lebendig, doch pochend,
Und der Fischer hatte Lust zu weinen, nicht aus leichter Freude,
Sondern weil er gefunden hatte, was er suchte:
Ein Leben ohne Spektakel, eine Wahrheit ohne Wolke.
Er zeigte diesen Fisch nicht der Menge,
Er schwenkte ihn nicht wie einen Beweis,
Er legte ihn sanft nieder, wie man ein gerechtes Wort niederlegt,
Und er dankte innerlich dem Meer,
Nicht für seine Schönheit, sondern für seinen Widerstand,
Denn es hatte ihn gezwungen, ärmer zu werden,

Auf die Ballone zu verzichten, auf die leichten Götter,
In sich selbst hinabzusteigen, zum Sand, zur Kluft,
Und dieser Verzicht hatte in ihm einen Raum geöffnet,
Einen Raum unendlicher Möglichkeiten, nicht der Träume, sondern der Gegenwart.
Da verstand er die Müdigkeit Zarathustras,
Die Müdigkeit der Dichter, die um jeden Preis Ereignis sein wollen,
Die Müdigkeit der ausgetrockneten Meere, die ihre Wasser trüben,
Und er verstand auch die entgegengesetzte Gefahr:
Die Gefahr, das Meer zu verachten, die Schönheit zu hassen,
Denn die Schönheit, selbst eitel, zeigt eine Macht an,
Sie sagt, dass die Welt ihre Spitzen noch entfalten kann,
Und dass der Mensch, wenn er sich nicht täuscht, lernen kann,
Nicht zu verehren, sondern zu wachen,
Nicht zu besitzen, sondern beim Wahren zu verweilen.
Der Fischer behielt seine Steine, doch er legte sie beiseite,
Wie man zerbrochene Götzen aufbewahrt, um sich zu erinnern,
Sich zu erinnern, dass der Geist die Eitelkeit liebt,
Dass der Blick die Höhe liebt, dass die Zunge die Wolke liebt,
Und dass die Tiefe ihrerseits eine Arbeit des Schattens verlangt,
Eine Arbeit der Geduld, der Stille, des Körpers.
Er sagte sich: „Ich werde von Rissen und Zonen des Schattens durchzogen,
Und diese Risse sind nicht mein Zufluchtsort: sie sind mein Durchgang,
Sie sind meine Weise zu wohnen, nicht an der Oberfläche, sondern in der Tiefe,
Sie machen mich möglich, sie machen mich lebendig.“

So fährt er fort, jeden Tag sein Netz auszuwerfen,
Nicht um dem Hungrigen alte Götter heraufzuholen,
Nicht um aus seinem Fischen eine Legende zu machen,
Sondern um der Öffnung der Welt treu zu bleiben,
Dem, was widersteht, dem, was sich entzieht, dem, was im Dunklen lebt.
Er weiß, dass er oft mit Steinen zurückkehren wird,
Er weiß es, und dennoch verzichtet er nicht,
Denn selbst der Stein erinnert ihn daran, nicht zu lügen,
Und wenn bisweilen ein dunkler Fisch in den Maschen pocht,
Weiß er, dass das Meer endlich nicht nur sein Rad geschlagen hat: es hat geantwortet.

GEGENSTIMME

Der Dichter, so wie wir ihn verstehen, hat nichts von einem Steinfischer, der, den Blick zu den Wolken erhoben, aus dem Himmel eine leichte, abstrakte Schönheit zöge und sich mit ihr als Trophäe begnüge. Diese Gestalt gibt es freilich: sie hat ihre Verführung, ihren Pomp, ihr Pfauenrad und mitunter sogar ihren Glanz. Doch sie bleibt eine Kunst der Flucht — eine Weise, sich vor der Welt zu retten, indem man sie schmückt, sich des Gewichts zu entheben, indem man Höhen erfindet. Dieser Dichter liebt das Azur, weil es keinen Widerstand leistet; er liebt die Ferne, weil sie nicht verletzt; er liebt die Symbole, weil sie sich handhaben lassen, ohne Rechenschaft zu geben. Er lässt Ballone steigen und nennt das „göttlich“. Er träumt eine überlegene Klarheit. Und die Welt wird unter seinen Worten zur Kulisse.

Doch das ist nicht unser Dichter. Der unsere ist ein Beharrlicher der Erde. Nicht ein „erdverhafteter“ im trivialen Sinn, nicht ein Realist, der sich mit dem Sichtbaren begnüge und das Unsichtbare zur Aberglauben erkläre; sondern beharrlich im anspruchsvollsten Sinn: einer, der die Leichtigkeit der Höhen verweigert, der dort bleibt, wo es wiegt, wo es widersteht, wo man nicht tricksen kann. Er weiß, dass der Himmel, wenn man ihn zum Zufluchtsort macht, oft eine Weise ist, die Tiefe zu verfehlen. Er weiß, dass das Unendliche nicht notwendig oben ist. Vor allem aber weiß er, dass das wahre Unsichtbare nicht anderswo ist: es ist im Sichtbaren selbst, als sein unausgeschöpfter Anteil, sein innerer Rückzug, sein geheimes Zittern.

Darum hat der Dichter nicht die Aufgabe, der Welt einen „Sinn“ zu entreißen, der sich darin wie ein Schatz verbürge; er hat die Aufgabe, sichtbar werden zu lassen, was sich darin bereits hält, dem allzu sicheren Blick jedoch entgeht. Er enthüllt keinen Abwesenden: er macht eine Gegenwart spürbar, die ohne ihn stumm bliebe. Und das ist ein entscheidender Unterschied. Denn glaubt man, das Unsichtbare sei abwesend, läuft man sofort Gefahr, es zu erfinden, zu

projizieren, es in Wolken, in leichte Götter, in Trostmythen zu fabrizieren. Versteht man jedoch, dass das Unsichtbare da ist — nicht als Objekt, sondern als Tiefe —, dann wird der Dichter zum Wächter. Er steigt nicht hinauf: er verweilt. Er sublimiert nicht: er hört. Er ersetzt die Welt nicht: er öffnet sie.

Ein Beharrlicher der Erde zu sein heißt: dem Endlichen zuzustimmen. Dem Augenblick zuzustimmen. Der Materialität der Dinge zuzustimmen — ihrem Gewicht, ihrer Rauheit, ihrem Schweigen. Doch so zuzustimmen heißt nicht, sich zu ergeben; es ist im Gegenteil der einzige Weg, wahrzunehmen, was das Endliche durchzieht, ohne es aufzuheben. Denn das Unendliche, das wir suchen, ist nicht dasjenige, das die Grenzen leugnet; es ist dasjenige, das die Grenzen bewohnt. Es hebt die Form nicht auf: es arbeitet sie von innen. Es zerstört den Augenblick nicht: es durchquert ihn, wie eine milde Verbrennung, wie eine Glut. Es kommt nicht „nach“ der Welt: es begleitet sie, höhlt sie aus, macht sie tiefer, als sie schien.

So ändert das Ewige sein Gesicht. Es ist nicht mehr jene große Hinterwelt, in der man sich von der Erde ausruhen würde. Es ist nicht mehr das Versprechen eines Anderswo. Es wird zu dem, was im Augenblick den Augenblick übersteigt, ohne ihn zu verlassen. Es wird zu einer Intensität der Gegenwart, zu einer Schwingung, zu einem stillen „Mehr“, nicht quantitativ, nicht spektakulär, das bewirkt, dass der Augenblick, während er vergeht, nicht bloß Übergang ist. Er ist durchquert. Und diese Durchquerung ist keine Theorie; sie erkennt man an ihren Wirkungen: Die Welt leistet mehr Widerstand, sie wird weniger konsumierbar, weniger transparent, zugleich näher und ferner. Ein Stein ist nicht mehr nur ein Stein. Ein Baum ist nicht mehr nur ein Baum. Sie werden keine Symbole im Sinn metaphysischer Schmuckstücke; sie werden mehr sie selbst — und genau das öffnet sie.

Der Dichter arbeitet also am schwierigsten Punkt: dort, wo Erde und Unendliches, Körper und Tiefe, Augenblick und Ewiges zusammenzuhalten sind — ohne zu betrügen, ohne das eine im

anderen aufzulösen. Er weiß: Verlässt man die Erde, verliert man das Reale; schließt man sich in ihr ein, verliert man die Tiefe. Er schreitet in einem Dazwischen, das kein Kompromiss ist, sondern eine Forderung: dem Sichtbaren treu zu bleiben und es zugleich fähig zu machen, sein Unsichtbares hindurchscheinen zu lassen. Nicht hindurchscheinen wie durch eine Scheibe — jene Transparenz, die die Sprache zum Einsturz bringt —, sondern **hindurchscheinen** wie eine bewohnte Opazität, eine gerechte Halbdunkelheit: genug Schatten, damit die Welt sich nicht auf einmal preisgibt, genug Licht, damit dennoch etwas antwortet.

In dieser Beharrlichkeit liegt eine Askese — aber eine Askese der Liebe. Man muss dem Spektakulären entsagen, dem Ereignis entsagen, dem Prunk großer Worte entsagen, die wie Feuerwerke aufsteigen. Man muss die Langsamkeit annehmen, das Unmerkliche, das Beinahe-Nichts. Denn oft lässt sich das Unsichtbare gerade im Beinahe-Nichts annähern: in einer Stimmbeugung, in einem Staubkorn Nacht auf einem Satz, in einem Bild, das zurückgehalten wird statt abgeschossen zu werden, in einem Schweigen, das nicht füllt, sondern öffnet. Die Dichtung, die wir suchen, ist kein Sieg der Sprache: sie ist eine Haltung der Sprache. Eine Treue. Eine Wache.

Und vielleicht ist dies, im Grunde, die einfachste Definition: Der Dichter ist derjenige, der sich weigert, die Welt auf das zu reduzieren, was sich zeigt. Er weiß, dass das Sichtbare kein Total ist, sondern eine Tür. Er weiß, dass jedes Ding in sich eine Reserve trägt, einen nächtlichen Anteil, eine Tiefe, die sich vom Blick nicht verschlingen lässt. Darum arbeitet er nicht daran, dem Unendlichen etwas „hinzuzufügen“, sondern daran, zu verhindern, dass man es vertreibt. Er arbeitet daran, die Kluft offen zu halten, die alles bewohnbar macht — jene Kluft, die kein Zufluchtsort ist, sondern ein Durchgang; jener Schatten, der keine Negation ist, sondern Tiefe; jene Gegenwart, die kein Glanz ist, sondern Glut.

So wird der Dichter, fern davon, ein Steinfischer zu sein, zu einer Art Kultivierer des Wirklichen: Er pflügt, er wartet, er wacht, er zieht nicht an der Pflanze, um sie wachsen zu lassen. Er weiß, dass das Unsichtbare nicht gehorcht. Er begnügt sich damit, der Welt ihre Antwortbedingungen zurückzugeben: Widerstand, Abstand, lebendige Opazität. Und wenn die Welt antwortet, manchmal kaum wahrnehmbar, macht das Gedicht daraus keine Theorie. Es macht daraus eine fragile Behausung. Eine Durchgangsbehausung. Eine Behausung, die nichts besitzt, aber endlich zulässt, dass das Unendliche das Endliche bewohnt, das Ewige den Augenblick durchquert und der Mensch, Beharrlicher der Erde, zu einem Wächter der Tiefe wird.

DER FISCHER DES UNSICHTBAREN

Er hob die Augen nicht, um dort Reiche zu suchen,
Er stieg nicht in die Wolken, um Beweise zu pflücken,
Er blieb auf der Erde, am Rand des Tages, am Rand der Dinge,
Dort, wo das Gras seinen Geruch hat, wo der Stein seine Kälte bewahrt,
Dort, wo die Hand schmutzig wird, wo der Körper sein Maß lernt.
Denn das Unsichtbare, sagte er, ist nicht anderswo als das Sichtbare,
Es ist innen, wie eine Reserve, ein Rückzug, eine Glut,
Und um es zu nehmen, muss man zuerst darauf verzichten, es zu ergreifen.
Es braucht ein Netz der Geduld, einen langsamen Schritt, ein Hören ohne Triumph,
Und man muss die Welt antworten lassen, statt sie zum Sprechen zu zwingen.
Er warf sein Netz nicht in den Himmel, sondern in den Augenblick,
In diese Minute, die vergeht und doch bleibt,
Er warf es in einen Blick, in eine Schwelle, in einen Schatten,
In das Intervall zwischen zwei Worten, dort, wo der Sinn atmet.
Er suchte nicht das Ereignis, sondern den kleinen Widerstand,
Den diskreten Stoß, der die Gegenwart dichter macht.
Denn sobald alles gleitet, wird alles Oberfläche, und die Sprache stürzt ein;
Richtet sich jedoch ein Hindernis auf — ein Schweigen, eine Kluft, eine Scham —,
Dann rührt das Unsichtbare manchmal unter der Haut der Dinge,
Wie ein dunkler Fisch, der das Licht verweigert und dennoch existiert.
Seine Netze waren nicht aus Seil: Sie waren aus Wache gemacht,
Aus Rückkehr, aus Wiederaufnahme, aus gehaltenen, nicht zerstreuten Sätzen.

Er wusste, dass das Unsichtbare es nicht liebt, angeschrien zu werden,
Dass es sich zurückzieht, sobald man es als Trophäe zeigt.
So fischte er ohne Zeugen, im leisen Geräusch der Welt,
Er fischte nahe bei den Steinen, nahe bei den Dornen, nahe bei schlecht geschlossenen
Türen,
Er fischte im Verschleiß der Tage, in der entkleidenden Müdigkeit,
Im Licht, das sich entschuldigt, statt seine Weiße aufzuzwingen.
Und wenn er eine Gegenwart spürte, nannte er sie nicht „Gott“,
Er nannte sie schlicht „tiefer“, und er schwieg.
Er liebte den Schatten — nicht den Schatten als Drama, sondern als Tiefe,
Den Schatten als Mangel an Klarheit, der alles bewohnbarer macht.
Denn totale Klarheit ist eine sanfte Gewalt:
Sie stellt alles aus, sie leert alles, sie macht alles konsumierbar.
Dann wird der Blick transparent, und das Wort wird glatt.
Doch der Schatten gibt der Welt ihren Widerstand zurück, ihre Scham.
Er zwingt den Blick, arm zu werden, nahe zu werden.
Und in dieser Armut hört das Unsichtbare auf, ein Traum zu sein:
Es wird zu einer Spur, zu einem Zittern, zu einem Duft des Unendlichen,
Zu etwas, das sich nicht erklärt, aber insistiert.
Es gab Tage, da glänzte die Stadt wie ein Schaufenster,
Und er spürte in sich die Müdigkeit dessen, was sich zu sehr zeigt,
Die Müdigkeit der Oberflächen, die sich für Wahrheit halten.
Dann ging er zu einer Bank, einem Pfad, einem einzelnen Baum,
Zu einem Ort, an dem die Welt sich nicht ganz hingibt.

Er wartete, dass das Licht sank, dass die Nacht zum Hören wurde,
Und in dieser gerechten Halbdunkelheit begann ein Gewöhnliches zu antworten:
Ein gefallenes Blatt, ein Schritt im Schlamm, ein Hund, der stehen bleibt.
Und er begriff: Das Unsichtbare ist keine zweite Welt,
Es ist die Welt selbst, sobald man aufhört, sie zu reduzieren.
Man sprach zu ihm von großen Himmeln, von Offenbarungen, von Gipfeln,
Und er lächelte, nicht aus Verachtung, sondern aus Treue zum Gewicht.
Denn er wusste, dass Gipfel oft Fluchten sind,
Bunte Ballone, die man Übermenschen nennt,
Götter, leicht genug für die Sitze der Wolken.
Doch er suchte das Unendliche, das in der Erde geht,
Das Unendliche, das das Endliche bewohnt, ohne es aufzulösen,
Das Ewige, das den Augenblick durchquert, wie eine Glut die Asche durchquert,
Nicht um alles zu verbrennen, sondern um zu halten.
Und dieses Halten erschien ihm wahrer als tausend Blitze.
Er fischte im Sichtbaren wie man einen Brunnen gräbt,
Ohne Eile, ohne Garantie, mit stiller Beharrlichkeit.
Er wusste, dass jedes Ding eine Reserve hat, die sich nicht preisgibt,
Und dass diese Reserve keine Lüge ist, sondern ein Schatz.
Er wusste, dass das Reale tief ist, nicht weil es ein Geheimnis verbirgt,
Sondern weil es sich nicht in dem erschöpft, was es zeigt.
So betrachtete er den Tisch, das Brot, das Fenster, den Regen,
Und suchte darin nicht ein Symbol, das man ausstellt,

Sondern den Anteil des Unsichtbaren, der sie mehr sie selbst sein lässt,
Jene diskrete Intensität, die das Banale erzittern lässt.
Er war kein Jäger des Geheimnisses, noch weniger Händler der Rätsel,
Er misstraute den getrübten Wassern, die man bewegt, um an den Abgrund zu glauben.
Er wollte eine klare Tiefe in ihrer Dunkelheit,
Eine Tiefe, die nicht betrügt, die sich nicht beschmutzt, um zu scheinen.
Denn es gibt eine gemachte Dunkelheit, die ebenso lügt wie die Transparenz.
Und er suchte die wahre Nacht, die nichts erzählt,
Die der Welt ihre Distanz, ihre Verweigerung, ihre Langsamkeit zurückgibt,
Jene Nacht, in der ein Stern dem Mond nahe scheinen kann,
Und in der selbst die Scheibe zu einer Schwelle wird, nicht zu einer Gewissheit,
Zu einem Ort, an dem man Tiefe spürt, weil man sie nicht ergreifen kann.
Er sagte: Wir sind durchquert, und das ist unsere Weise zu wohnen,
Durchquert von Rissen, von Zonen des Schattens, von Winden.
Und diese Durchquerungen hindern uns daran, Oberflächen zu werden,
Sie machen uns porös, also fähig zum Unendlichen.
Denn das Unendliche gibt sich keinem geschlossenen Wesen,
Es geht durch den Spalt, durch den Riss, durch die Öffnung,
Wie Luft durch ein Haus ohne Wände geht,
Nicht um es zu zerstören, sondern um es lebendig zu machen.
So verstopft der Fischer des Unsichtbaren seine Risse nicht,
Er lernt, sie zu hüten, wie man eine einzige Flamme hütet.
Er hatte eine Laterne, doch er benutzte sie nicht, um alles zu zeigen,
Nur um einen Schritt, eine Schwelle, eine Gegenwart möglich zu machen.

Sein Licht war bescheiden, wie ein Wort, das sich zurückhält.
Denn zu viel Licht tötet das Unsichtbare, indem es es zum Sprechen zwingt,
Und zu viel Nacht löst es in einem Schweigen ohne Antwort auf.
Er suchte das Dazwischen, die Halbdunkelheit, in der die Welt wieder zu sprechen beginnt,
Dort, wo der Satz nicht erklärt, sondern begleitet,
Dort, wo man sagen kann: „Ich bin da“, ohne abschließen zu wollen,
Dort, wo das Sichtbare aufhört, ein Bildschirm zu sein, und zur Tür wird,
Und wo das Unsichtbare, ohne sich zu zeigen, sich annähern lässt.
Manchmal brachte er aus dem Netz eine ganz einfache Regung zurück,
Ein Frösteln, das sich nicht erzählen lässt, eine ernste Ruhe.
Er legte sie in sich ab, wie man einen lauwarmen Stein niederlegt,
Ohne sie zu kommentieren, ohne sie in eine Lehre zu verwandeln.
Denn der Kommentar ist ein zu eng geknüpfttes Netz,
Er würgt rasch das ab, was aus der Tiefe kam.
So zog er es vor, der Regung ihren nächtlichen Anteil zu lassen,
Wie einen Fisch, den man nach der Berührung wieder ins Wasser setzt.
Man weiß, dass er existiert, und das genügt.
Man braucht ihn den Mengen nicht zu zeigen.
Es gab Ruinen in seiner inneren Landschaft,
Zerbrochene Steine, Orte, an denen die Erinnerung nicht mehr hält.
Und er wusste, dass das Unsichtbare auch Schmerz sein kann,
Nicht Schmerz, den man verherrlicht, sondern Schmerz als offene Tiefe.
Auch hier ist die Kluft kein Zufluchtsort, sie ist ein Durchgang.
Und dieser Durchgang wird, wenn man über ihn wacht, zu einem Raum des Möglichen.

Denn das Unsichtbare ist nicht nur Sanftmut: es ist auch Anspruch.
Es verlangt, dass man dem Ereignis entsagt, dem Spektakel, der Eitelkeit,
Dass man nahe beim Gewicht bleibt, nahe beim Körper, nahe beim Sand,
Und akzeptiert, nicht von Wolken gerettet zu werden.
Er erinnerte sich an eine Zeit, in der Dichter Götter aufrichteten,
In der man über der Welt farbige Ballone befestigte.
Und er hörte die Müdigkeit Zarathustras:
Die Müdigkeit der ausgetrockneten Meere, der Pfauen des Geistes.
Er begriff, dass das wahre Gedicht kein Aufstieg ist,
Sondern ein Abstieg in die Tiefe des Sichtbaren,
Eine Weise, der Erde ihr Recht auf Unendlichkeit zurückzugeben.
Denn die Erde ist, wenn man ihr zuhört, bereits weiter als unsere Himmel.
Und das Unsichtbare atmet in ihr, nicht in Versprechen, sondern in Gegenwarten,
In Widerständen, in antwortenden Schweigen.
Der Fischer des Unsichtbaren sucht nicht das Seltene um des Seltenen willen,
Er sucht das Rechte, und das Rechte ist oft arm:
Ein halbes Wort, ein zurückgehaltenes Bild, eine Pause,
Ein Atem zwischen zwei Schritten, ein Blatt in der Nacht.
Er sucht das, was sich nicht aufdrängt,
Was sich nicht verkauft, was nicht glänzt.
Denn das Unsichtbare beginnt zu lügen, sobald es glänzt:
Es wird Spektakel, es wird Ware der Seele.
So wendet sich der Fischer vom Glanz ab
Und kehrt zurück zur Glut, zur Haltung, zur Wache.

Manchmal spürte er unter dem Netz einen lebendigen Widerstand,
Kein Wunder, sondern einen diskreten Stoß, der sagt: „Es ist da.“
Er zog sanft, ohne Triumph,
Wie man ein Wort aus dem Schweigen zieht, ohne es zu zerreißen.
Und was er heraufbrachte, hatte keine klare Gestalt,
Es war kein Fisch, den man ausstellen könnte.
Es war eine Intensität, eine Gegenwart,
Ein Augenblick dichter als die anderen,
Ein Augenblick, vom Ewigen durchquert.
Und er bewahrte ihn in sich, wie man eine Flamme vor dem Wind bewahrt.
Er wusste, dass das Ewige sich dem Augenblick nicht hinzufügt,
Dass es keine Schicht darüber ist, kein Himmel, der dem Tag aufgeklebt wird.
Es ist das, was den Augenblick durchzieht, wenn man ihn in der Tiefe lebt,
Wenn man ihn nicht konsumiert, wenn man ihn nicht reduziert.
Dann hört der Augenblick auf, eine fliehende Minute zu sein,
Er wird zu einer Schwelle, zu einem Ort des Übergangs,
Zu einem Ort, an dem das Unendliche atmet, ohne sich zu benennen,
Wie ein Tier im Gestrüpp, das man ahnt, ohne es zu sehen.
Und das Gedicht entsteht aus diesem gelebten Ahnen,
Nicht um es zu lösen, sondern um es zu begleiten.
Er sagte sich: Das Sichtbare hat eine Haut, aber auch eine Tiefe,
Und wir bleiben nur zu oft an der Haut,
Wir gleiten, und das Wort gleitet, und alles stürzt ein.
Doch willigt man in den Widerstand ein, in die Opazität,

Dann wird das Sichtbare paradoxerweise sichtbarer,
Weil man aufhört, es auf sein Erscheinen zu reduzieren.
Man lässt es sein, und in seinem Sein hebt sich ein Anteil des Unsichtbaren,
Nicht als abgesonderter Geist, sondern als innere Intensität.
Und diese Intensität ist der einzige „Beweis“, der gilt —
Ein Beweis, der nichts beweist, aber die Weise des Sehens verwandelt.
Er war kein Erlöser, er versprach kein Heil,
Er hatte keine Lehre anzubieten,
Nur eine Methode der Wache:
Dem Blick seine Armut zurückzugeben,
Der Welt ihren Widerstand zurückzugeben,
Der Sprache ihre Haltung zurückzugeben,
Und in dieser Haltung das Unsichtbare hindurchgehen zu lassen,
Wie ein Atem, der ein offenes Haus durchzieht,
Wie ein Stern, der hinter der Scheibe nahe scheint
Und uns die Distanz lehrt, ohne uns die Gegenwart zu nehmen.
Er liebte Orte, an denen nichts total ist,
An denen das Licht aufreißt, an denen die Nacht nicht vollständig ist,
Diese Orte des Hell-Dunkels, in denen die Welt bewohnbar wird,
Weil die Klarheit nicht erdrückt und die Nacht nicht verschlingt.
Dort fischte er, in der Halbdunkelheit der Risse,
Nicht um sich dort einzurichten, sondern weil dort die Welt antwortet.
Dort öffnen sich die Möglichkeiten,
Nicht als leichte Versprechen,

Sondern als innere Wege,

Als Werdungen, die sich niemals totalisieren und doch orientieren.

So fährt er fort, Beharrlicher der Erde, Fischer des Unsichtbaren,

Er wirft sein Netz in den Augenblick, in die Schwelle, in den Schatten.

Und er kehrt bisweilen mit leeren Händen zurück, bisweilen mit dichterem Herzen.

Er weiß, dass das Unsichtbare nicht gehorcht,

Dass es sich als Durchgang gibt, nicht als Objekt.

Und dass das Gedicht, wenn es gerecht ist, kein Ballon über dem Himmel ist,

Sondern eine Glut im Sichtbaren,

Eine Glut, die aus dem Endlichen eine offene Behausung macht,

Die das Unendliche die Erde bewohnen lässt

Und im Augenblick das Ewige hindurchgehen lässt, ohne es zu benennen.

DER GESANG DER MELANCHOLIE

„1. Als Zarathustra diese Reden hielt, befand er sich am Eingang seiner Höhle; doch nach den letzten Worten entzog er sich seinen Gästen und floh für eine Weile ins Freie. ‚O reine Düfte um mich her!‘ rief er, ‚o selige Ruhe um mich! Doch wo sind meine Tiere? Kommt, kommt, mein Adler und meine Schlange! Sagt mir doch, meine Tiere: Riechen all diese höheren Menschen vielleicht nicht gut? O reine Düfte um mich! Jetzt erst weiß und empfinde ich, wie sehr ich euch liebe, meine Tiere!‘ Und Zarathustra sagte noch einmal: ‚Ich liebe euch, meine Tiere!‘ Der Adler und die Schlange aber drängten sich an ihn, während er diese Worte sprach, und ihre Blicke hoben sich zu ihm. So standen sie alle drei beieinander, schweigend, und atmeten die gute Luft miteinander ein; denn draußen war die Luft besser als bei den höheren Menschen.

2. Kaum aber hatte Zarathustra die Höhle verlassen, da erhob sich der alte Zauberer, blickte listig um sich und sagte: ‚Er ist hinausgegangen! Und schon, o ihr höheren Menschen — erlaubt mir, euch mit diesem Lob- und Schmeichelnamen zu kitzeln, wie er selbst es tat — schon bemächtigt sich meiner mein bössartiger und trügerischer Geist, mein Geist des Zauberers, mein Dämon der Melancholie, der im tiefsten Herzen der Gegner dieses Zarathustra ist: vergebt ihm! Jetzt will er vor euch seine Zaubereien treiben; gerade jetzt ist seine Stunde; ich kämpfe vergebens mit diesem bösen Geist. Euch allen, welche Ehren ihr euch auch zuschreiben mögt, ob ihr euch die „freien Geister“ nennt oder die „Wahrhaftigen“, oder die „Büßer des Geistes“, die „Entfesselten“ oder die „vom großen Verlangen“ — euch allen, die ihr wie ich am großen Ekel leidet, denen der alte Gott gestorben ist, ohne dass ein neuer Gott schon in der Wiege liegt, in Windeln gewickelt — euch allen ist mein böser Geist, mein Dämon der Verzauberung, gewogen. Ich kenne euch, o höheren Menschen, ich kenne ihn — ich kenne

auch diesen Kobold, den ich wider Willen liebe, diesen Zarathustra: er erscheint mir zumeist wie eine schöne Larve eines Heiligen — wie eine neue, eigentümliche Verkleidung, an der mein böser Geist Gefallen findet, der Dämon der Melancholie; oft scheint es mir, ich liebe Zarathustra gerade wegen meines bösen Geistes. — Doch schon bemächtigt er sich meiner und wirft mich nieder, dieser böse Geist, dieser Geist der Melancholie, dieser Dämon der Dämmerung: und wahrlich, o ihr höheren Menschen, ihn treibt ein Verlangen — — öffnet die Augen! — ihn treibt ein Verlangen, nackt zu kommen, als Mann oder als Frau, ich weiß es noch nicht: doch er kommt, er wirft mich nieder, wehe mir! öffnet eure Sinne! Der Tag sinkt, für alle Dinge kommt nun der Abend, selbst für die besten; hört also und seht, o ihr höheren Menschen, welch ein Dämon, Mann oder Weib, dieser Geist der abendlichen Melancholie ist! So sprach der alte Zauberer; dann blickte er listig um sich und griff nach seiner Harfe.

3. In der geklärten Luft, wenn schon der Trost des Taus auf die Erde herabsinkt, unsichtbar, unhörbar — denn der tröstende Tau trägt feine Schuhe, wie alle sanften Tröster — denkst du dann, denkst du, warmes Herz, daran, wie durstig du einst warst, durstig nach göttlichen Tränen, nach Tautropfen, wie ausgedörzt und müde du warst vor Durst, als auf den gelb gewordenen Pfaden im Gras die Strahlen der untergehenden Sonne, boshaft, durch die schwarzen Bäume liefen, um dich her, glühende und blendende Sonnenstrahlen, spöttisch.

„Der Freier der Wahrheit? Du? — so höhnten sie — Nein! Nur Dichter! Ein listiges, wildes, kriechendes Tier, das lügen muss: wissentlich, willentlich lügen muss, begehrt nach Beute, maskiert mit Farben, sich selbst Maske, sich selbst Beute — dies — der Freier der Wahrheit! ... Nein! Nur Narr! Nur Dichter! In bunten Bildern redend, schreiend unter einer vielfarbigen Narrenmaske, irrend auf lügnerischen Wortbrücken, auf lügnerischen Regenbogen, unter falschen Himmeln irrend, schwebend hierhin und dorthin — nur Narr! Nur Dichter! ... Dies — der Freier der Wahrheit? ... weder schweigend noch starr, glatt und kalt, zum Bild, zur

göttlichen Statue erstarrt, noch vor Tempeln aufgestellt, Schwellenhüter eines Gottes: nein! Feind aller solcher Denkmäler der Tugend, heimischer in allen Wüsten als an Tempelportalen, voll tollkühner Possen, springend durch alle Fenster, bumm! in alle Zufälle, schnuppernd in allen Urwäldern, schnuppernd vor Neid und Begierden! Ach, wie du in den Urwäldern läufst, unter bunten Raubtieren, gesund, farbig und schön wie die Sünde, mit lüsternen Lippen, göttlich spöttisch, göttlich höllisch, göttlich blutig, wie du wild läufst, kriechend, lügend: — Oder gleich den Adlern, die lange, lange schauen, den Blick fest in die Abgründe gerichtet, in ihre Abgründe: — — o wie sie kreisen, immer tiefer herab, hinab in den immer tieferen Abgrund! — und dann plötzlich, in gerader Linie, die Flügel angezogen, herabstoßend auf Lämmer, in jähem Flug, hungrig, von Begierde nach diesen Lämmern ergriffen, hassend alle Lämmerseelen, hassend alles, was den Blick des Lammes hat, das Auge des Schafes, die krause, graue Wolle, mit der Gutmütigkeit des Lammes! So sind, wie beim Adler und bei der Pantherkatze, die Begierden des Dichters, so sind deine Begierden, unter tausend Masken, du Narr, du Dichter! ... Du, der du den Menschen als Gott erlebt hast, als Lamm — Gott im Menschen zerreißen wie das Lamm im Menschen, beim Zerreißen lachen — dies, dies ist deine Seligkeit! Die Seligkeit eines Adlers und einer Pantherkatze, die Seligkeit eines Dichters und eines Narren!“ ...

In der geklärten Luft, wenn schon die Mondsichel ihre grünen Strahlen neidisch durch das Purpur des Untergangs gleiten lässt: — Feind des Tages, bei jedem Schritt schleichend, verstohlen, vor den Rosengebüschen her, bis sie bleich in der Nacht zusammensinken: — so fiel ich selbst einst aus meinem Wahrheitswahn, aus meinen Tagesbegierden, müde vom Tage, krank vom Licht, — tiefer hinab, gegen Abend und Schatten: von einer Wahrheit verbrannt und durstend: — erinnerst du dich, erinnerst du dich, warmes Herz, wie durstig du damals warst?

— Dass ich verbannt sei aus allen Wahrheiten! Nur Narr, nur Dichter!“

(Nietzsche, *Also sprach Zarathustra*, Vierter Teil)

LEKTÜRE

Dieser „Gesang der Melancholie“ gehört zu den seltensten Stücken bei Nietzsche: Er inszeniert nicht bloß einen Gedanken, sondern ein inneres Klima — eine Meteorologie der Seele mit ihren Druckverhältnissen, ihren Gerüchen, ihren Tau-Niederschlägen, ihren Dämmerungen, die wie Geister heraufziehen. Und er tut dies in drei Bewegungen, die sich wie eine kleine Tragödie fügen: zuerst tritt Zarathustra hinaus, atmet, liebt seine Tiere; dann ergreift der Zauberer das Wort, bekennt seinen Dämon und bereitet die Verzauberung; schließlich der Gesang selbst, der zugleich Bekenntnis und Anklage ist und wie ein bitterer Tau auf jene fällt, die ihm zuhören.

Alles beginnt mit etwas höchst Konkretem und beinahe Komischem: dem Geruch. Zarathustra flieht „für eine Weile ins Freie“, und was er zuerst sucht, ist keine Wahrheit, kein Begriff, keine Höhe, sondern atembare Luft. Die Luft draußen ist „besser als bei den höheren Menschen“. Das ist ein einfacher Satz, aber er schneidet: Diejenigen, die sich für „höher“ halten, die großen Ekelnden, die großen Enttäuschten, die großen Ernsthaften, stinken. Nicht im moralischen Sinn, sondern im vitalen: Ihre Atmosphäre ist verdorben, gesättigt, ohne Zirkulation. Genau das entspricht dem, was wir vom Blick und von der Sprache gesagt haben: Wenn alles zu voll, zu transparent, zu „sicher“ wird, fehlt der Atem, und das Wort wird platt. Zarathustra sucht eine ursprüngliche Atmung und ruft Adler und Schlange. Er kehrt zu den symbolischen Verbündeten seiner Kraft zurück: zur Höhe und zum Boden, zum Kreis und zur Falte, zur Weite des Blicks und zur List der Tiefe. Erschütternd ist die Schlichtheit des Bekenntnisses: „Ich liebe euch, meine Tiere!“ Als ob nach all den Gefechten mit den bei den Menschen fand er endlich eine Liebe ohne Rhetorik wieder, eine Gefährtenschaft ohne „Überlegenheit“. Und sie drängen sich an ihn. Drei Wesen, die schweigen und atmen. Es ist eine Szene der Wache, beinahe ein

Bild irdischen Friedens: Nicht der Mensch beherrscht die Natur, sondern der Mensch wird wieder atmend unter den Kräften, die ihn durchziehen.

Und genau in diesem Augenblick greift der Zauberer ein, mit seiner Bosheit. Er nutzt die Abwesenheit Zarathustras aus: Das ist bereits ein Zeichen. Denn die Melancholie greift bei Nietzsche nicht frontal an; sie wartet auf das Sinken des Tages, sie wartet auf den Moment, in dem die Kraft sich ein wenig zurückzieht. Der alte Magier erhebt sich, „blickt listig um sich“ und kündigt an, seine Verzauberungen zu treiben: Er benennt seinen eigenen Dämon, er personifiziert ihn, er distanziert sich von ihm und liefert sich ihm zugleich aus. Das ist äußerst fein: Melancholie ist nicht nur Traurigkeit, sie ist eine Besessenheit. Sie spricht in uns wie ein Geist mit eigenen Listen, eigenen Wollüsten, eigenen Wendungen. Sie weiß um ihre Lügenhaftigkeit und verführt dennoch. Der Zauberer sagt sogar, sie sei der Gegner Zarathustras: Das heißt, was sich ankündigt, ist kein bloß klagender Gesang, sondern eine Gegenkraft, eine Versuchung der Rückkehr, ein Geschmack der Dämmerung als Rache am Tag. Was diese Passage so stark macht, ist die Anrede an die „höheren Menschen“: jene, die am großen Ekel leiden, jene, für die der alte Gott gestorben ist und für die kein neuer Gott geboren wurde. Wir befinden uns im gefährlichsten Moment : im Dazwischen. Der Nihilismus ist keine Lehre, er ist eine Jahreszeit. Und in dieser Jahreszeit hat die Melancholie leichtes Spiel : Sie gibt sich als Lucidität aus, als Wahrheit über die Wahrheit. Sie weiß die Enttäuschten zu schmeicheln, die Büsser des Geistes, die „Wahrhaftigen“. Sie weiß ihnen zu sagen: Ihr habt recht, müde zu sein. Und schon bereitet sie ihre Bühne: „Der Tag sinkt ... der Abend kommt ... selbst für die besten Dinge.“ Der Dämon der Dämmerung ist hier die Kraft, die Müdigkeit als Weisheit ausgibt, Erschöpfung als Urteil. Er verspricht eine Nacktheit, „als Mann oder als Frau“, als wolle er sich endlich unmaskiert zeigen, während er doch gerade die Herrschaft der Masken

ist. Das ist das Paradox: Die Melancholie präsentiert sich als Entlarvung, ist aber die subtilste Maske.

Dann folgt der Gesang. Er ist großartig, weil er kein Diskurs ist: Er ist ein rhythmisierter Atem, voller Wiederkehr, Bilder, Bisse. Er beginnt in einer „geklärten Luft“ — das ist wichtig: Es ist nicht die opake Nacht, sondern jener Moment, in dem die Luft sich wäscht, in dem der Tau lautlos herabsinkt. Der Tau wird „tröstend“ genannt, und genialerweise trägt er „feine Schuhe“. Als käme die wahre Tröstung niemals lärmend, als schliche sie auf Zehenspitzen heran, nicht um zu überzeugen, sondern um zu berühren. Doch sogleich öffnet diese Sanftheit die Erinnerung an einen Durst: den Durst nach göttlichen Tränen, nach einem Tau, der nicht mehr bloß meteorologisch, sondern heilig wäre. Und man sieht das „warme Herz“ sich an eine Zeit erinnern, in der es nach einer vertikalen Reinheit verlangte, nach einem Wasser von oben, nach einem Segen.

Hier beißt die Melancholie zu: Sie ist die Nostalgie einer verlorenen Vertikalität, eines Himmels, der „wirklich“ tröstete. Nietzsche lässt jedoch hören, dass dieser Durst von den Strahlen der untergehenden Sonne verbrannt wurde, „boshaft“, „spöttisch“, glühend und blendend. Der Tag ist hier nicht das reine Licht; er ist das Regime der Verbrennung, der Dürre, der Blendung, die ermüdet. Die Wahrheit des Tages verbrennt. Sie macht durstig. Sie macht krank vor Licht. Das ist eine Intuition, die direkt unseren Faden berührt: Eine allzu klare Welt lässt die Sprache einstürzen — nicht aus Mangel an Worten, sondern aus Sättigung des Blicks. Und der Gesang sagt genau das, auf seine Weise : Das Licht des Tages war kein Heil, es war Verbrennung.

Dann wendet sich die Stimme und verspottet: „Der Freier der Wahrheit? Du ? Nein! Nur Dichter!“ Und die große nietzscheanische Szene entfaltet sich: Der Dichter wird angeklagt, ein listiges Tier zu sein, ein willentlicher Lügner, maskiert, sich selbst Beute. Er erscheint als Clown und als Räuber: ein vielfarbiger Narr, der auf lügnerischen Wortbrücken und Regenbögen

wandert, aber auch ein Wesen des Begehrens, der Jagd, des Neids, des Urwaldes, des Geruchs. Hier trifft Nietzsche am härtesten: Er kritisiert nicht nur die Unschärfe des Dichters, sondern seinen Willen, sich als Tempelwächter, als göttliche Statue, als Hüter der Tugend auszugeben. Er sagt ihm: Du bist kein kalter, starrer Wächter; du bist ein Wesen der Fenster und Sprünge, ein Akrobat des Zufalls, ein Schnüffler, ein Neidischer, „schön wie die Sünde“. Mit anderen Worten: Der Dichter ist kein Priester der Wahrheit; er ist ein Instinkt, der sich als Wahrheit verkleidet. Er steht auf der Seite des Lebens — aber eines Lebens, das lügen kann, um sich den Anschein des Ewigen zu geben.

Und hier wird der Gesang beinahe grausam mit dem Bild des Adlers: des Adlers, der lange in den Abgrund blickt, der in Kreisen hinabsteigt und dann auf das Lamm stößt. Man erkennt die Struktur: Faszination für die Tiefe, dann Gewalt der Aneignung. Der Dichter liebt den Abgrund, aber er kann ihn als Theater der Prädation lieben. Er „hasst“ die Seele des Lammes, die Gutmütigkeit, den naiven Blick. Und hier steht einer der schrecklichsten Sätze: den Menschen „als Gott, als Lamm“ sehen, dann Gott im Menschen zerreißen und beim Zerreißen lachen. Das ist der nackte Antichristianismus: Nicht nur ist das Lamm eine Figur der Schwäche, sondern der „Lamm-Gott“ ist die größte Verfälschung, weil er Unschuld und Fügsamkeit heiligt. Der Dichter, in seiner „Panther“-Gestalt, jubiliert, dieses Bild zu zerfleischen. Seine Seligkeit ist eine Seligkeit der Kraft. Doch Nietzsche bleibt nicht dabei stehen: Er zeigt auch den Moment, in dem diese Seligkeit umschlägt.

Denn der Gesang gleitet weiter zur Mondsichel mit den „grünen Strahlen“, neidisch auf das Purpur des Untergangs, feindlich gegen den Tag. Das ist sehr schön: Es ist nicht einfach Nacht, es ist eine neidische Nacht, eine Nacht, die wie eine Rache kommt. Und die Stimme bekennt: „So bin ich selbst einst gefallen aus meinem Wahrheitswahn, aus meinen Tagesbegierden.“

Hier liegt der entscheidende Punkt: Dieser Gesang ist ein Sturz-Bekenntnis. Die Melancholie

ist vielleicht genau das: der Moment, in dem man aus dem Begehren nach Wahrheit als totalem Licht fällt, in dem man sich verbrannt, durstig, aus allen Wahrheiten verbannt fühlt. Und dann bleibt nur eine Formel, die zugleich wie eine Niederlage und wie eine Befreiung klingt: „Nur Narr, nur Dichter.“

Dieses „nur“ ist ein Abgrund. Man kann es als Demütigung lesen: Du bist nichts, du bist nicht die Wahrheit, du bist nur ein Bildermacher. Man kann es aber auch anders lesen — und hier trifft unsere Lektüre deine tiefste Linie: „nur Dichter“ heißt nicht „herabgesetzter Dichter“, sondern „vom Anspruch befreiter Dichter“. Befreit von der Rolle der Statue, des Hüters, des Priesters. Befreit von der Verpflichtung, Ereignis zu sein, Abschluss, Doktrin. Liest man von hier aus neu, hört der Gesang auf, eine Verurteilung der Poesie zu sein ; er wird zu einer Reinigung. Er zeigt jene innere Expiation, von der Zarathustra sprach: Die Büsser des Geistes werden unter den Dichtern geboren. Wer die Wahrheit als Sonne wollte, muss durch Müdigkeit gehen, durch Verbrennung, durch einen Untergang. Er muss lernen, dass das Ewige kein Himmel über dem Himmel ist, sondern eine Durchquerung des Augenblicks; dass das Unendliche kein Ballon ist, sondern eine Tiefe im Sichtbaren; und dass die Dichtung, wenn sie gerecht ist, nicht lügt, indem sie erfindet, sondern nur dann lügt, wenn sie sich selbst für die Wahrheit hält.

Dieser Gesang stellt, alles in allem, den Kampf zwischen zwei Versuchungen auf die Bühne: der Versuchung des Tages (Wahrheit als totale Klarheit, die verbrennt und durstig macht) und der Versuchung der Dämmerung (Melancholie als Gegen-Wahrheit, die verführt und vergiftet). Und zwischen beiden zeichnet sich ein dritter Weg ab, sehr nahe dem deinen: der Weg einer gerechten Penumbra, in der man darauf verzichtet, „Freier der Wahrheit“ zu sein, ohne auf Tiefe zu verzichten; in der man annimmt, von Schatten, von Riss, von Müdigkeit durchquert zu werden, und aus dieser Durchquerung keine Lehre, sondern eine poetische Behausung macht. Eben darin liegt für mich der größte Wert dieses Gesangs: Er gibt keine Antwort, er gibt eine

Erfahrung. Er lässt spüren, wie die Sprache sich trübt, wenn sie zu viel Himmel will, und wie sie sich wiederfinden kann, wenn sie der Erde, dem Körper, dem Augenblick zustimmt — nicht als Verschluss, sondern als Öffnung des Unsichtbaren im Herzen des Sichtbaren.

Wenn du willst, können wir diesen Gesang anschließend im Spiegel von „Von den Dichtern“ noch einmal lesen: Dort prangert Zarathustra das Meer der Eitelkeit an; hier vertont der Zauberer die Versuchung, in die melancholische Eitelkeit zurückzufallen, und gesteht im selben Zug seinen eigenen Sturz aus dem „Wahrheitswahn“. Es ist derselbe Kampf, nur versetzt: nicht mehr kalte Kritik, sondern Dämmerungsgesang, in dem man hört, dass das Gefährlichste nicht das Lügen ist, sondern das Begehren nach einer Wahrheit, die der Atmung keinen Raum mehr lässt.

NUR NARR! NUR DICHTER!

Nur Narr, sagte die Stimme, und der Abend sank,
Wie eine Hand auf die Stirn eines allzu weiten Tages.
Nur Dichter, und die Kehle entleerte sich ihrer Beweise,
Wie ein Brunnen, aus dem man zu viel Licht geschöpft hat.
Ich ging in der geklärten Luft, wo der Tau tröstet,
Auf feinen Schuhen, lautlos, ohne Triumph,
Und doch brannte in mir noch ein alter Durst,
Durst nach einem herabsteigenden Himmel, Durst nach einer göttlichen Träne.
Doch die Träne kam nicht, oder kam zu spät,
Und ich blieb dort, verbannt aus den Gewissheiten, vor der sich öffnenden Schattenzone.
Ich wollte die Wahrheit, wie man die Mittagssonne will,
Ohne Zittern, ohne Riss, ohne Rückzug.
Ich wollte, dass sie mit einem Schlag auf die Dinge falle,
Dass sie sie ein für alle Mal benenne, dass sie sie glatt mache.
Ich wollte, dass die Welt aufhöre zu widerstehen,
Dass sie Scheibe werde, dass sie reines Zeichen werde.
Doch durch allzu große Klarheit wurde der Blick transparent,
Und das Wort, auf diesen Blick gestimmt, entleerte sich:
Es benannte, ohne zu berühren, es sagte, ohne zu bewohnen,
Und der Augenblick, zu hell erleuchtet, begann wie Wasser zu entfliehen.
Dann kam der Abend — nicht als Niederlage,
Sondern als eine Müdigkeit, die mehr weiß als die Siege.

Der Abend kam mit seiner Scham, mit seiner Langsamkeit,
Er nahm der Welt ihre allzu scharfen Kanten,
Und in diesem Verlust der Konturen spürte ich eine Gegenwart,
Keine Idee, keinen Gott — eine Gegenwart des Schattens,
Etwas, das sich zurückzieht, sobald man es ergreifen will,
Etwas, das einen ärmeren Satz verlangt,
Einen Satz, der nicht erklärt, der sich hält,
Wie eine abgestellte Laterne: genug, um zu gehen, nicht genug, um zu besitzen.
Doch die Melancholie lauerte, Dämon der Dämmerung,
Sie wusste sich als Richtigkeit und als Lucidität zu kleiden,
Sie flüsterte: Du bist vom Licht verbrannt worden,
Du hast Durst, du bist müde, du hast recht zu fallen.
Sie flüsterte: Verzichte, erkläre alles zur Lüge,
Erkläre die Erde leer, erkläre die Götter tot,
Und mache aus deiner Erschöpfung ein Urteil, eine schwarze Krone.
Sie wollte, dass mein Sturz zur Doktrin werde,
Dass mein Schweigen zur Negation werde,
Dass mein Schatten ein Grab werde und nicht eine Tiefe.
Da brach eine Stimme hervor, spöttisch und zärtlich zugleich:
„Der Freier der Wahrheit? Du? — Nein! Nur Dichter!“
Sie schlug mich nicht, um mich zu erniedrigen,
Sie schlug mich, um mich zu befreien.
Denn der „Freier“ ist ein Mensch, der einen Titel fordert,
Der beweisen will, der herrschen will, der abschließen will.

„Nur Dichter“ aber ist ein Wesen ohne Zertifikat,
Ein Wesen, dessen einziges Reich der durchquerte Augenblick ist,
Ein Wesen, dessen einziges Gesetz die Haltung ist,
Ein Wesen, dessen einziger Beweis der Widerstand der Welt und ihre seltene Antwort ist.
Nur Narr, ja — denn ich spreche in Bildern,
Ich überquere Wortbrücken, zerbrechliche Regenbögen,
Ich springe durch offene Fenster in die Zufälle,
Ich schnuppere in den Urwäldern,
Ich bin ein Tier aus Begehren, Angst, Schönheit und Scham,
Ich trage tausend Masken und oft bin ich diese Maske,
Ich lüge bisweilen aus Übermaß des Herzens oder aus Hunger nach Unendlichem,
Ich verfälsche meinen Wein, wenn ich glänzen will,
Und ich gerate in die Falle meiner eigenen Farbe.
Doch diese Torheit ist kein Verbrechen: sie ist meine Ausgesetztheit, mein Durchgang.
Denn wer könnte von der Welt sprechen, ohne ein wenig dezentriert zu sein,
Ohne von Rissen und Zonen des Schattens durchquert zu werden,
Ohne zu spüren, dass das totale Licht das Mögliche tötet
Und dass die totale Nacht das Gesicht auflöst?
Es braucht ein Hell-Dunkel, eine gerechte Penumbra,
Es braucht einen Ort, an dem man genug sieht, um zu lieben,
Und nicht genug sieht, um zu glauben, man besitze.
Die Torheit des Dichters ist diese lebendige Grenze,
Diese Schwelle, an der die Sprache zittert,
Und an der das Zittern mehr gilt als die Gewissheit.

Nur Dichter: Das heißt, dass ich hinabsteige,
Dass ich mein Unendliches nicht über den Himmel stelle,
Dass ich keine Ballone des Übermenschen aufblase,
Dass ich den Hungrigen keine leichten Götter verkaufe.
Ich bleibe Beharrlicher der Erde, nahe beim Sand,
Dort, wo der Stein widersteht, wo der Körper sein Gesetz bewahrt,
Und in diesem Gewicht suche ich den Anteil des Unsichtbaren,
Nicht als Anderswo, sondern als Tiefe,
Als Glut im Sichtbaren,
Als das Ewige, das den Augenblick durchquert, ohne ihn zu verlassen.
Man schrie mir zu: „Lüge!“, weil ich keine Statue war,
Weil ich nicht kalt war, nicht glatt, kein Hüter der Tempel.
Doch ich wollte nie Hüter sein,
Ich wollte nie die Tugend wie ein Monument verteidigen.
Ich bin den Wüsten vertrauter als den Portiken,
Den vergilbten Pfaden näher als den Marmorstufen.
Ich ziehe die Orte vor, an denen die Seele keinen Ruhm hat,
Die Orte, an denen sie atmet, arm, offen, durchquert,
Denn dort antwortet die Welt ohne Spektakel,
Und ein Wort kann wahr werden — nicht durch Beweis, sondern durch Gegenwart.
Nur Narr: Das heißt, ich kenne den Sturz,
Den Sturz aus dem Wahrheitswahn,
Den Sturz aus dem Begehren des Tages,
Wenn die Sonne, glühend, blendend, spöttisch,

Boshaft um mich läuft wie ein allzu heller Hund.
Dann falle ich dem Untergang entgegen, dem Schatten zu,
Verbrannt, durstig, krank vor Licht,
Und dieser Sturz ist eine strenge Gnade:
Er reißt mich aus den leichten Höhen,
Er gibt mich der Tiefe zurück, die sich nicht rühmt.
Nur Dichter: Ich sage nicht „Siehe“, ich sage „Komm“,
Ich vollende die Welt nicht, ich öffne sie.
Ich schließe die Kluft nicht, ich wache bei ihr,
Denn die Kluft ist kein Loch, um darin zu wohnen,
Sie ist ein Durchgang, ein Atem, eine Möglichkeit.
Sie hindert das Reale daran, Bildschirm zu werden,
Sie hindert den Blick daran, transparent zu werden,
Sie gibt der Sprache ihren Stoß zurück, ihre Dichte.
Und in diesem Stoß hört das Wort auf, Werkzeug zu sein:
Es wird Wache, Anrede, Glut — und manchmal Gesang.
Ich habe gelernt, den getrübbten Wassern zu misstrauen,
Der gemachten Dunkelheit, die tief erscheinen will.
Doch ich habe auch gelernt, dem totalen Klaren zu misstrauen,
Denn totale Klarheit ist eine Oberflächenwüste.
Die wahre Tiefe ist eine klare Nacht in ihrer Dunkelheit,
Ein Licht, das nicht verbrennt, ein Schatten, der nicht lügt.
Dort gehe ich, ohne Doktrin,
Zwischen Tag und Nacht,

In einer geklärten Luft, in der der Tau fällt,
Und jeder Tropfen ist ein Trost, der nicht spricht, sondern berührt.
Nur Narr: Ich trage Panther und Adler in mir,
Die Panther des Begehrens, die durch Fenster springt,
Den Adler, der lange den Abgrund fixiert.
Und manchmal spüre ich die Versuchung, auf das Lamm zu stoßen,
Die Sanftheit zu zerreißen, lachend beim Zerreißen,
Die wolligen Blicke zu hassen, die allzu guten Augen.
Doch ich sehe dieser Versuchung ins Gesicht,
Ich lasse sie wie einen dunklen Wind vorüberziehen,
Denn ich will nicht, dass meine Kraft Grausamkeit werde.
Ich will, dass meine Kraft Tiefe und Haltung werde, nicht Triumph.
Nur Dichter: Ich bin nicht hier, um zu versöhnen,
Noch um in Halbheiten zu verharren,
Noch um aus Eitelkeit meine Wasser zu trüben.
Ich bin hier, um das Wasser Wasser sein zu lassen,
Und hinabzusteigen dorthin, wo es kalt ist,
Dorthin, wo es seine Wahrheit ohne Spektakel bewahrt.
Ich bin hier, um das Unsichtbare im Sichtbaren zu fischen,
Nicht als Beute, sondern als Gegenwart.
Und wenn ich Steine heimbringe, weiß ich es, ich nehme es an,
Denn selbst der Stein erinnert mich daran, meiner Hunger nicht zu lügen.
Nur Narr: Ich besitze mein Denken nicht,
Es fliegt davon wie Vögel in einem Taubenschlag,

Und manchmal zittert ein fremdes Tier, wenn ich die Hand hineinlege.

Ich bin kein Fass der Erinnerung,

Ich bin ein Durchgang, eine Durchquerung,

Ich lebe mit dem, was mir entgleitet.

Ich halte meine Gründe nicht fest, ich halte meinen Atem,

Und dieser Atem, wenn er gerecht ist, genügt meinem Weg.

Denn nicht das Warum rettet,

Sondern die Haltung — ein Schritt nach dem anderen, im Halbdunkel.

Nur Dichter : Ich rette mich nicht vor der Welt,

Ich rette mich vor der Versuchung, sie zu reduzieren,

Sie transparent, konsumierbar, abgeschlossen zu machen.

Ich will in der Welt bleiben, wie man nahe bei einem Feuer bleibt,

Ohne es zu ersticken, ohne es in einen Brand zu verwandeln,

Eine einzige Flamme in den Ruinen, sichtbar, weil alles andere dunkel ist.

Und diese Flamme ist kein Versprechen,

Sie ist kein Heil,

Sie ist Gegenwart,

Eine Hand auf einer Schulter, in einer Landschaft aus Steinen.

Nur Narr : Ich nehme an, kein Tempelwächter zu sein,

Ich nehme an, weder starr noch kalt noch Statue zu sein.

Ich nehme an, von Winden durchquert zu werden,

Von Begierden, von Ängsten, von Stürzen.

Ich nehme an, unvollkommen zu sein,

Denn die Unvollkommenheit ist der Spalt, durch den das Unendliche geht.

Das geschlossene Wesen empfängt nichts,
Es empfängt nur sich selbst.
Das gespaltene Wesen aber empfängt die Welt,
Und die Welt, im Vorübergehen, macht es lebendig.
Nur Dichter: Ich errichte das Ewige nicht als Himmel,
Ich lasse es den Augenblick durchqueren,
Wie der Mond seine grünen Strahlen in das Purpur des Untergangs gleiten lässt,
Wie der Tau unsichtbar auf das Gras herabsinkt,
Wie ein Schweigen auf ein allzu volles Wort antwortet.
Ich brauche keinen Beweis,
Ich brauche keinen Altar,
Ich brauche kein Publikum.
Ich brauche nur diesen sanften Widerstand des Realen,
Der mich zwingt, gerecht zu sehen und leise zu sprechen.
Nur Narr : Ich bin müde, ja,
Müde vom Unzureichenden, das Ereignis sein will,
Müde von den Ballonen, müde von den Pfauen, müde von den ausgetrockneten Meeren,
Müde von der als Tiefe verkleideten Eitelkeit.
Doch meine Müdigkeit ist kein Urteil,
Sie ist ein Durchgang,
Sie ist die Tür, durch die ich in eine andere Kraft eintrete,
Eine Kraft ohne Ruhm, ohne Theater,
Eine Kraft, die sich in der Haltung bewährt
Und eine Glut tausend Feuerwerken vorzieht.

Nur Narr ! Nur Dichte r! — und ich sage es, wie man einwilligt,
Wie man die Waffen des Warum niederlegt,
Wie man akzeptiert, nicht über den Sinn zu herrschen,
Sondern in seiner Nähe zu verweilen.
Ich sage es nicht, um mich zu erniedrigen,
Sondern um mich zu öffnen,
Um das Unsichtbare das Sichtbare bewohnen zu lassen,
Um das Unendliche im Endlichen atmen zu lassen,
Um das Ewige den Augenblick durchqueren zu lassen, ohne ihn zu zerbrechen,
Und um schließlich im gerechten Halbdunkel zu gehen, mit einem Wort, das wacht.

VON DER WISSENSCHAFT

So sang der Zauberer; und alle, die versammelt waren, wurden ergriffen wie Vögel im Netz seiner listigen und melancholischen Wollust. Nur der Gewissenhafte des Geistes hatte sich nicht fangen lassen: Er riss dem Zauberer rasch die Harfe aus der Hand und rief: »Luft! Lasst gute Luft herein! Lasst Zarathustra herein! Du machst die Luft dieser Höhle schwer und giftig, alter boshafter Zauberer! Falscher und raffinierter Mensch, deine Verführung führt zu Begierden und unbekannten Wüsten. Und wehe uns, wenn Leute wie du von der Wahrheit reden und ihr Gewicht geben! Wehe allen freien Geistern, die gegen solche Zauberer nicht auf der Hut sind! Es wird um ihre Freiheit geschehen sein : du lehrst die Rückkehr in die Gefängnisse und führst dahin zurück — — alter melancholischer Dämon, deine Klage enthält einen Ruf, du gleichst jenen, deren Lob der Keuschheit heimlich zu Wollüsten einlädt!«

So sprach der Gewissenhafte; der alte Zauberer aber blickte um sich, seiner Siegesfreude hingegeben, wodurch der Groll, den ihm der Gewissenhafte verursachte, wieder in ihn zurückkehrte. »Schweig«, sagte er mit bescheidener Stimme, »gute Lieder wollen gute Widerhalle; nach guten Liedern muss man lange schweigen. So machen es alle diese höheren Menschen. Du aber hast von meinem Gedicht wahrscheinlich nicht viel verstanden? In dir ist nichts weniger als ein zaubernder Geist.« — »Du lobst mich«, erwiderte der Gewissenhafte, »indem du mich von dir trennst; das ist sehr gut! Aber ihr andern — was sehe ich! Ihr sitzt noch immer da mit begehrlischen Blicken — : O freie Seelen, wohin ist eure Freiheit geraten? Mir scheint fast, ihr gleicht denen, die lange lasterhafte nackte Mädchen tanzen sahen: selbst eure Seelen beginnen zu tanzen! Es muss in euch, o ihr höheren Menschen, viel mehr von dem sein, was der Zauberer seinen bösen Geist der Verzauberung und der Täuschung nennt: — wir müssen wohl verschieden sein. Und wahrlich, wir haben genug miteinander geredet und

gedacht, ehe Zarathustra in seine Höhle zurückkehrte, dass ich weiß, wir sind verschieden. Wir suchen Verschiedenes, auch dort oben, du und ich. Denn ich suche mehr Gewissheit, darum kam ich zu Zarathustra. Er nämlich ist die festeste Wehr und der härteste Wille — — heute, da alles wankt, da die Erde bebt. Ihr aber, wenn ich eure Augen sehe, möchte ich fast glauben, ihr sucht mehr Ungewissheit, — mehr Schauder, mehr Gefahren, mehr Erdbeben. Mir scheint fast, ihr habt Lust — verzeiht mir meine Vermessenheit, o ihr höheren Menschen — — Lust auf das unruhigste und gefährlichste Leben, das mir am meisten Furcht einflößt: das Leben der wilden Tiere; Lust auf Wälder, Höhlen, steile Berge und Labyrinth. Und es sind nicht die, welche euch aus der Gefahr führen, die euch am meisten gefallen, sondern die, welche euch abweisen, die euch von allen Wegen abbringen, die Verführer. Wenn aber solche Gelüste in euch wahrhaftig sind, so erscheinen sie mir dennoch unmöglich. Denn die Furcht — ist das angeborene und ursprüngliche Gefühl des Menschen; aus der Furcht erklärt sich alles, die Erbsünde und die Ur-Tugend. Auch meine Tugend ist aus der Furcht geboren, sie heißt: Wissenschaft. Denn die Furcht vor den wilden Tieren — diese Furcht hat der Mensch am längsten gekannt, einschließlich der Furcht vor dem Tiere, das der Mensch in sich selbst verbirgt und fürchtet: — Zarathustra nennt es »das innere Tier«. Diese lange und alte Furcht, zuletzt verfeinert und vergeistigt, — heute scheint sie mir Wissenschaft zu heißen.«

So sprach der Gewissenhafte; Zarathustra aber, der im selben Augenblick in seine Höhle zurückkehrte und den letzten Teil der Rede gehört und erraten hatte, warf lachend eine Handvoll Rosen nach dem Gewissenhaften über dessen »Wahrheiten«. »Wie!« rief er, »was habe ich eben gehört? Wahrlich, mir scheint, du bist toll oder ich selbst bin es: und ich eile, deine Wahrheit mit einem Schlage auf den Kopf zu stellen. Denn die Furcht — ist unsere Ausnahme. Der Mut hingegen, der Geist des Abenteuers und die Freude am Ungewissen, am Noch-Nicht-Gewagten, — der Mut, das scheint mir die ganze Urgeschichte des Menschen. Er

begehrte alle Tugenden der wildesten und tapfersten Tiere und riss sie ihnen ab: so erst wurde er — Mensch. Dieser Mut, endlich verfeinert, endlich vergeistigt, dieser menschliche Mut, mit den Flügeln des Adlers und der List der Schlange: dieser Mut, so scheint mir, heißt heute —«

»Zarathustra!« riefen alle Versammelten wie aus einem Munde und brachen in lautes Gelächter aus; doch etwas stieg aus ihnen auf wie eine schwarze Wolke. Auch der Zauberer lachte und sagte mit listigem Tone : »Nun! Da ist er dahin, mein böser Geist! Und habe ich euch nicht selbst vor ihm gewarnt, als ich sagte, er sei ein Betrüger, ein Geist der Lüge und der Täuschung? Zumal wenn er sich nackt zeigt. Aber was kann ich gegen seine Bosheiten tun, ich! Habe ich ihn gemacht und die Welt gemacht? Wohlan! Seien wir wieder gut und guter Dinge! Und obgleich Zarathustra einen düsteren Blick hat — seht ihn nur! er ist mir gram — : — ehe die Nacht gekommen ist, wird er wieder lernen, mich zu lieben und zu loben, er kann nicht lange leben, ohne solche Tollheiten zu treiben. Dieser — liebt seine Feinde: diese Kunst versteht er am besten unter allen, die ich traf. Aber er rächt sich — an seinen Freunden !«

So sprach der alte Zauberer, und die höheren Menschen klatschten Beifall, sodass Zarathustra in seiner Höhle umherging, den Freunden die Hände schüttelnd mit Bosheit und Liebe — wie einer, der bei jedem etwas zu entschuldigen und wieder gutzumachen hat. Als er aber an die Tür seiner Höhle kam, da verlangte ihn abermals nach der guten Luft draußen und nach seinen Tieren — und er wollte hinausgleiten.

(Nietzsche, »Also sprach Zarathustra«, Vierter Teil)

LEKTÜRE

Dieses Kapitel „Von der Wissenschaft“ ist von einer außerordentlich feinen Ironie, weil es sich nicht damit begnügt, Wissenschaft und Poesie oder Gewissheit und Abenteuer einander gegenüberzustellen: Es inszeniert einen Konflikt der Atmosphären, einen Konflikt der Atmungen. Alles beginnt mit einem sehr konkreten, beinahe physiologischen Detail: „Luft! Lasst gute Luft herein!“ Der Gewissenhafte des Geistes reißt dem Zauberer die Harfe aus der Hand, wie man ein Gift aus einem Mund reißt. Und diese erste Geste — noch vor allen Argumenten — sagt bereits sehr viel: Der Gesang der Melancholie hat die Luft verdickt, er hat die Höhle mit einer listigen Wollust gesättigt. Melancholie ist hier eine Intoxikation: Sie verführt, sie bezaubert, sie umschlingt die Menschen „wie Vögel im Netz“. Die Wendung ist großartig, weil sie den alten Stolz des Freien umkehrt: Der freie Geist hielt sich für einen Vogel; er entdeckt sich als gefangener Vogel. Freiheit, wenn sie nicht wachsam ist, lässt sich von einem Duft, von einer Musik, von einem Ton einfangen. Und genau hier liegt die erste Warnung des Gewissenhaften: Er sagt nicht nur „das ist falsch“, er sagt: „es ist schwer, es ist vergiftet.“ Er spricht auf der Ebene, auf der die Verzauberung sich wirklich entscheidet: in der Luft, die man atmet, in der Dichte, die die Brust erfüllt.

Der Gewissenhafte sieht klar, aber seine Klarheit hat einen Preis : Er ist derjenige, der dem misstraut, was verwirrt, was bezaubert, was die Seele tanzen lässt. Er beschuldigt den Zauberer, ein „falscher und raffinierter Mensch“ zu sein, der zu Begierden und unbekannten Wüsten führt — und vor allem, der der Wahrheit als Wahrheit Gewicht verleiht. Dieser Vorwurf scheint paradox, zielt aber auf etwas sehr Genaues: Die Gefahr besteht nicht nur darin, zu lügen; sie besteht darin, von der Wahrheit mit einem solchen Prestige zu sprechen, dass man sie zur Idol macht. Das „Wahre“ wird dann zur Droge, zur Macht, zu einer

zusätzlichen Verführung. Der Zauberer lehrt nicht die Freiheit; er lehrt — so der Gewissenhafte — die Rückkehr in die Gefängnisse. Und diese Anklage ist von großer Subtilität: Melancholie lässt an Befreiung glauben, während sie zur Einschließung zurückführt — nicht zu einer Einschließung durch äußeren Zwang, sondern zu einer Einschließung durch innere Atmosphäre. Sie klappt ein, sie ekelt an, sie schläfert ein. Sie nennt „Lucidität“ das Aufgeben. Daher der schneidende Satz: Wie jene, deren Lob der Keuschheit heimlich zu Wollüsten einlädt, ruft die melancholische Klage heimlich zu einer Lust — einer Lust der Ohnmacht, einer Wollust der Dämmerung.

Der Zauberer seinerseits antwortet wie ein Künstler, der gewonnen hat: „Gute Lieder wollen gute Widerhalle.“ Mit anderen Worten: Deine Kritik trifft meine Kraft nicht, denn ich habe soeben die Wirkung erzielt. Und er berührt den wunden Punkt des Gewissenhaften: Du hast von meinem Gedicht wahrscheinlich nicht viel verstanden; in dir ist nichts weniger als ein verzaubernder Geist. Die Formel ist verächtlich, aber sie ist zugleich eine Diagnose : Der Gewissenhafte ist nicht für die Verzauberung gemacht, nicht für jene Zone, in der die Seele beweglich, tanzend, durchquert wird. Genau dies wird der Gewissenhafte in Stolz verkehren: Er nimmt das Lob an, denn vom Zauberer getrennt zu sein heißt, rein, unterschieden, fest zu sein. Doch was er bei den anderen sieht, beunruhigt ihn: ihre begehrlischen Blicke. Sie sind sitzen geblieben, fasziniert, wie jene, die lange lasterhafte nackte Mädchen tanzen sahen. Nietzsche wagt hier ein Bild von beinahe komischer Rohheit, aber es ist treffend: Der Zauber wirkt wie ein Schauspiel, das ein beschämtes Begehren weckt. Und dieses Begehren ist nicht nur erotisch; es ist ein Begehren nach Rausch, nach Schwindel, nach Sich-gehen-Lassen. „Selbst eure Seelen beginnen zu tanzen.“ Der Satz ist furchtbar, weil er sagt: Die Verzauberung bleibt nicht am Ohr stehen; sie reorganisiert die Seele.

An diesem Punkt macht der Text einen entscheidenden Schritt: Er zeigt, dass es zwei Weisen gibt, sich zu Zarathustra zu stellen. Der Gewissenhafte erklärt, er sei gekommen, um „mehr Gewissheit“ zu suchen: Zarathustra wäre der „festeste Wehr“, der „härteste Wille“. Er will Fels, Stabilität, Verteidigung. Und er wirft den höheren Menschen umgekehrt vor, „mehr Ungewissheit“ zu suchen: mehr Schauer, mehr Gefahren, mehr Erdbeben, mehr unruhiges und gefährliches Leben. Diese Gegenüberstellung ist großartig, weil sie nicht einfach „Wissenschaft“ und „Poesie“ trennt, sondern zwei Grundbegehren: das Begehren nach Sicherheit und das Begehren nach Abenteuer, das Begehren nach Wehr und das Begehren nach Labyrinth. Wissenschaft ist im Mund des Gewissenhaften nicht zuerst eine Methode; sie ist eine Tugend aus der Furcht. Er sagt sogar: Die Furcht ist das angeborene und ursprüngliche Gefühl des Menschen; aus der Furcht erklärt sich alles, die Erbsünde wie die Ur-Tugend. Seine Tugend heißt Wissenschaft: Wissenschaft wäre die lange, verfeinerte, vergeistigte Furcht. Und der Ursprung dieser Furcht ist doppelt: die Furcht vor den wilden Tieren und die Furcht vor dem inneren Tier. Anders gesagt: Wissenschaft entsteht aus dem Willen, das Bedrohliche zu beherrschen — draußen wie drinnen.

Hier tritt Zarathustra wie ein Gelächter auf, das das Axiom umstürzt. Er wirft dem Gewissenhaften eine Handvoll Rosen zu: eine bewundernswerte Geste. Er schlägt ihn nicht, er widerlegt ihn nicht mit Doktrin; er überschüttet ihn mit Rosen, wie man ein allzu ernstes Kind krönt, wie man die Wahrheit leicht macht, indem man sie zum Blühen bringt. Dann sagt er : Entweder bin ich toll oder du bist es — und ich beeile mich, deine Wahrheit mit einem Schlag auf den Kopf zu stellen. Es ist eine theatralische Geste : Er verwandelt die „Wahrheit“ in einen Hut. Er setzt sie als Kopfbedeckung auf, nicht als Fundament. Und damit zeigt er bereits seine These: Wahrheit ist nicht das, was beschwert; sie ist das, was man tragen, verschieben, spielen kann — ohne sie zu verachten, aber auch ohne sie anzubeten.

Daraufhin kehrt Zarathustra die Urgeschichte des Menschen um : Furcht ist nicht die Regel, sie ist die Ausnahme. Die Urgeschichte ist Mut, Abenteuergeist, Freude am Ungewissen, am Noch-Nicht-Gewagten. Er sagt: Der Mensch begehrte die Tugenden der wildesten und tapfersten Tiere und riss sie ihnen ab. So erst wurde er Mensch. Dies ist eine umgekehrte Genealogie: Statt dass Zivilisation aus Angst und Schutz entstünde, entstünde sie aus Begehren, Eroberung, Überschreitung, Aneignung animalischer Kräfte. Und dann vollzieht er die entscheidende Bewegung: Er vergeistigt diesen Mut — mit den Flügeln des Adlers und der List der Schlange — und er setzt an zu sagen, dass dieser Mut heißt heute ... Man ahnt, dass er sagen will: „Wissenschaft“. Und die Szene wird unterbrochen durch ein kollektives Gelächter und durch eine „schwarze Wolke“, die aus ihnen aufsteigt.

Diese schwarze Wolke ist entscheidend. Sie ist das Zeichen, dass sich trotz des Lachens etwas verdunkelt. Als hätte man einen Punkt berührt, an dem sich die Gegensätze verwischen: Wissenschaft und Mut, Wissenschaft und Furcht, Verzauberung und Gewissheit. Das Lachen verrät eine Verlegenheit: Ist die Wissenschaft verfeinerte Angst, dann ist sie defensiv; ist die Wissenschaft verfeinerter Mut, dann ist sie Abenteuer. Wo liegt die Wahrheit? Nietzsche entscheidet nicht wie ein Professor ; er lässt spüren, dass beide Genealogien möglich sind, weil die Wissenschaft eine ambivalente Kraft ist. Sie kann Bollwerk sein, und sie kann Expeditionsschleier sein. Sie kann Wille zur Sicherheit sein, und sie kann Wille zum Risiko sein. Alles hängt davon ab, was sie antreibt: die Angst zu beherrschen oder die Freude zu erkunden. Hier kehrt der Verzauberer zurück und verwischt die Karten noch einmal mit seiner List : Er sagt, sein böser Geist sei fortgegangen; er erinnert daran, dass er selbst vor dem Betrüger gewarnt habe. Er stellt sich unschuldig, als sei die Welt nicht sein Werk: „Bin ich es, der ihn gemacht hat und der die Welt gemacht hat?“ Er will, dass man zur guten Laune zurückkehrt, verspottet Zarathustra im Vorübergehen und schließt mit einem sehr aufschlussreichen Satz:

Zarathustra liebt seine Feinde, aber er rächt sich an seinen Freunden. Das heißt: Zarathustra ist fähig, jene zu beißen, die er liebt, sie zu schütteln, sie sogar zu demütigen, weil er ihnen ihre Abhängigkeiten entreißen will — Abhängigkeit von der Melancholie, Abhängigkeit von der Gewissheit, Abhängigkeit von der Verzauberung, Abhängigkeit von der Sicherheit.

Das letzte Bild ist sehr sprechend: Zarathustra geht in der Höhle umher, schüttelt die Hände „mit Bosheit und Liebe“, wie jemand, der bei jedem etwas zu entschuldigen und wiedergutzumachen hat. Und als er an die Tür kommt, verlangt es ihn wieder nach der guten Luft draußen und nach seinen Tieren — und er will hinausgleiten. Diese Bewegung ist mehr als ein erzählerisches Detail: Sie ist die leibliche Wahrheit Zarathustras. Jedes Mal, wenn sich die Luft mit Melancholie, defensiver Wissenschaft, schwerem Gelächter, schwarzen Wolken auflädt, will er hinaus. Er will Luft. Er will Öffnung. Er will den Raum, in dem man atmet. Und das sagt besser als jede Abhandlung, was Nietzsche sucht: keine Doktrin, sondern eine Atmosphäre, die Kraft ermöglicht. Die Wissenschaft als verfeinerte Furcht ist eine Wissenschaft der Höhle, des Bollwerks, der Verteidigung. Die Wissenschaft als verfeinerter Mut ist eine Wissenschaft der freien Luft, des Pfades, des Waldes, des Gebirges — eine Wissenschaft, die das Risiko des Lebendigen annimmt, die nicht versucht, die Welt transparent zu machen, sondern sich ihr in ihrem Widerstand zu nähern.

Und hier berührt diese Passage deinen eigenen Faden: Die Wissenschaft, wenn sie Wille zur totalen Transparenz wird, bedeckt die Welt mit einem Leichentuch der Gewissheit. Sie verhindert die Kluft, sie verhindert den Schatten, sie verhindert, dass das Unsichtbare im Sichtbaren wohnen kann. Doch die Wissenschaft kann auch etwas anderes sein : ein Mut zur Präzision, ein Risiko des Unbekannten, eine Kunst der Frage, die nicht zu schnell abschließt. Der Text verurteilt die Wissenschaft nicht; er entlarvt den Affekt, der sie antreibt. Er zeigt, dass hinter unseren „Tugenden“ Instinkte stehen: Furcht oder Abenteuer. Und er lässt uns, die Leser,

mit einer Aufgabe der Wache zurück: in jedem Augenblick in uns zu erkennen, welcher Instinkt unser Begehren nach Wissen lenkt. Ist es das innere Tier, das zittert und Schranken will? Oder sind es Adler und Schlange — die Kräfte der Höhe und der List —, die den Raum öffnen, atmen und das Unbekannte riskieren wollen?

In dieser Höhle kämpfen drei Mächte: der Verzauberer, der betört; der Gewissenhafte, der sichert; Zarathustra, der öffnet. Und was Nietzsche mit einer beinahe grausamen Leichtigkeit nahelegt, ist dies: Die wahre Freiheit besteht nicht darin, eine Macht gegen die anderen zu wählen, sondern sich nicht von ihnen besitzen zu lassen. Atmen. Hinausgehen. Die Luft wiederfinden. Und selbst in der Wissenschaft, selbst in der Lucidität, eine Freude am Ungewissen bewahren, die verhindert, dass das Denken zum Gefängnis wird.

DIE FREUDE DES UNGEWISSEN

Ich liebe die Luft, die nichts verspricht und doch die Brust weitet,
Das Draußen ohne Doktrin und den Weg ohne Wegweiser,
Ich liebe den Schritt, der sich am Rand eines zweifelhaften Pfades erfindet,
Das Frösteln des Augenblicks, wenn er sich weigert, sich zu schließen,
Den Schatten, der nicht abschließt, sondern Tiefe schenkt,
Die Welt, die widersteht und dadurch bewohnbar wird.
Denn allzu volle Gewissheit ist ein Zimmer ohne Fenster,
Und das Denken, wenn es sich darin niederlegt, verliert den Geschmack des Atmens.
So gehe ich hinaus, suche den Raum, in dem alles noch zittert,
Und ich nenne dieses Zittern: die Freude des Ungewissen.
Es ist nicht das Vergnügen der Wolken, nicht die Flucht zu den Gipfeln,
Nicht der Schwindel der Ballone, die man Götter nennt,
Es ist eine irdische Freude, ein Mut des Unabgeschlossenen,
Eine Freude, die einwilligt, nicht zu wissen, ohne leer zu werden,
Die den Dingen ihre Reserve lässt, ihr Schweigen, ihre Scham,
Die den Sinn nicht entreißt, wie man eine allzu grüne Frucht entreißt.
Denn zu sehr verstehen wollen heißt, das Mögliche bei der Geburt zu töten,
Während das Ungewisse die innere Tür offen hält,
Den Augenblick zu einer Schwelle macht, nicht zu einem Urteil,
Und der Sprache ihre Haltung zurückgibt, nicht ihre Tyrannei.
Es gibt Menschen, die einen Wall suchen, einen Felsen, einen Beweis,
Sie wollen, dass die Erde aufhört, unter ihren Schritten zu beben,

Sie lieben Mauern, Gesetze, Zahlen, geschlossene Systeme,
Sie wollen, dass der Himmel ein Plan sei und die Seele eine Akte.
So nennen sie Wissenschaft das, was sie vor dem Lebendigen schützt,
Doch das Lebendige ist nicht dazu da, von der Furcht besiegt zu werden,
Es will von einer aufmerksamen Tapferkeit angenähert sein,
Von einer Tapferkeit, die fragt, ohne die Nacht zu schließen,
Die weiß, dass die Wahrheit kein Thron ist,
Sondern ein langsames Gehen in einer Luft, die sich klärt.
Die Freude des Ungewissen ist weder Unwissenheit noch Trägheit,
Sie ist eine Klarheit, die die Schließung verweigert,
Sie weiß, dass jede Gewissheit ein zu enges Netz ist,
Das rasch würgt, was aus der Tiefe kam.
Sie zieht ein weites Netz vor, ein Netz der Wache und der Geduld,
In dem man das Unsichtbare vorübergehen spürt, ohne es fangen zu wollen,
Denn das Unsichtbare gehorcht nicht, es gibt sich im Rückzug,
Wie der Tau, der lautlos herabsteigt, fein beschuht,
Wie ein Hauch in den schwarzen Bäumen zur Stunde des Untergangs,
Und dieser Hauch genügt bisweilen, um einen wahren Satz zu gebären.
Ich will diese Wahrheiten nicht mehr, die nach Höhle riechen,
Nach schwerer Luft, gesättigter Luft, nach inneren Gefängnissen.
Ich will die gute Luft, in der Adler und Schlange atmen,
Ich will das Draußen, wo das Denken keine Umzäunung ist,
Wo man sich irren kann, ohne sich zu verurteilen,
Wo man fallen kann, ohne daraus eine Doktrin zu machen.

Denn auch die Melancholie ist eine schwarze Gewissheit,
Sie sagt: Alles ist zu Ende, alles ist Lüge, alles ist Eitelkeit,
Und sie verzaubert die freien Seelen wie ein Gesang aus Netzen,
Doch die Freude des Ungewissen zerreißt dieses Netz und macht Raum.
Sie lacht nicht über alles, sie lacht, um zu ffnen,
Sie wirft Rosen auf allzu ernste Wahrheiten,
Sie setzt dem Ernst einen Hut aus Blumen auf,
Nicht um zu verneinen, sondern um das Idol zu verhindern.
Denn das Idol, selbst wenn es wahr ist, wird zum Gefängnis, wenn man es anbetet,
Und das Ungewisse schtzt die Welt vor unseren Anbetungen.
Es hindert den Blick daran, transparent zu werden,
Es hält einen Widerstand, eine Distanz, einen lebendigen Schatten.
Ohne diesen Schatten stürzt die Sprache in eine glatte Oberfläche,
Mit ihm wird die Sprache zur Behausung und zum Durchgang.
Ich weiß, dass die Furcht alt ist, dass sie in uns spricht,
Dass sie Wlle will, bewahrte Gründe,
Dass sie will, dass jedes Ding sein Warum und sein Schloss habe.
Doch der Mut ist älter noch, wilder und nackter,
Er hat die Flügel des Adlers, er hat die List der Schlange,
Er schreitet ohne Garantie voran, er liebt das Noch-Nicht-Gewagte.
Er entreißt den Tieren ihre Tugenden, nicht um zu herrschen,
Sondern um ein Leben zu riskieren, weiter als die Vorsicht,
Und dieses Risiko ist keine Torheit: es ist Gesundheit der Seele,
Es ist die Freude, lebendig zu sein in einer Welt, die nicht abgeschlossen ist.

Die Freude des Ungewissen heißt, das Erdbeben anzunehmen,
Nicht als Katastrophe, sondern als Zeichen, dass alles atmet.
Sie zieht den lebendigen Boden dem Marmor der Gewissheiten vor,
Sie liebt Wälder, Berge, Labyrinth,
Nicht um sich aus Lust am Dunkel zu verlieren,
Sondern weil die Welt sich dort genug entzieht, um tief zu werden.
Im Labyrinth lernt der Blick die Bescheidenheit,
Er hört auf, Herr zu sein, er wird Wächter,
Und die Sprache, statt zu erklären, beginnt zu antworten,
Wie ein Schritt auf eine Schwelle antwortet, wie eine Hand auf eine Schulter.

Es gibt eine Freude, die keinen Sieg braucht,
Eine Freude ohne Trophäe, ohne Publikum, ohne Krone,
Eine Freude, die man an ihrer Einfachheit erkennt:
Draußen atmen, den Wind spüren, gehen ohne zu schließen,
Die Nacht kommen hören, nicht als Abgrund, sondern als Hören,
Spüren, dass die Welt sich nicht ausliefert und sich doch schenkt,
Dass das Unsichtbare im Sichtbaren wohnt, ohne sich zu zeigen,
Dass das Unendliche das Endliche durchquert, ohne es aufzuheben,
Und dass das Ewige kein Himmel ist, sondern eine Intensität des Augenblicks,
Das ist es, was das Ungewisse möglich macht: eine offene Behausung.
Ich bin nicht gekommen, um die Wahrheit zu besitzen,
Ich bin gekommen, um seltener von der Angst besessen zu werden,
Ich bin gekommen, um die Haltung des Schrittes zu lernen,

Die Haltung des Satzes, die Haltung einer einzigen Flamme,
Denn die Welt braucht Wache mehr als Systeme,
Und die Seele braucht Luft mehr als Gefängnisse.
So wähle ich den Weg, der nichts garantiert,
Ich wähle die Frage, die sich nicht schließt,
Ich wähle den Schatten, der die Tiefe im Herzen der Dinge bewahrt,
Und nenne diese Wahl, ohne Emphase: die Freude des Ungewissen.
Sie lehrt mich, das Klare nicht mit dem Wahren zu verwechseln,
Die Transparenz nicht für ein Licht zu halten,
Nicht zu glauben, dass Erklären Wohnen sei.
Denn Wohnen verlangt Abstand, Opazität, Widerstand.
Die allzu klare Wahrheit löscht die Kluft aus, löscht den Schatten,
Und lässt uns allein mit Oberflächen zurück.
Doch das Ungewisse gibt der Welt ihre fruchtbaren Risse zurück,
Diese Spalten, die keine Löcher sind, sondern Durchgänge,
Diese Schattenzonen, die keine Verneinung sind, sondern Tiefe,
Und in dieser Tiefe beginnt die Sprache wieder leise zu singen.
Es gibt Tage, an denen man sich von allem ausruhen möchte,
Sich in einem Dogma niederlassen, in einer Gewissheit schlafen,
Doch man erwacht schnell in einer allzu schweren Luft,
Man erwacht in der Höhle, unter den höheren Menschen,
Und begreift, dass der erkaufte Friede ein Gefängnis ist.
Dann steht man auf, sucht die Tür, verlangt nach dem Draußen,
Man will die gute Luft, man will die Tiere,

Man will den Adler und die Schlange, die nicht lügen,
Man will den Atem dessen, was nicht überzeugen muss,
Und das Ungewisse wird zu einer Treue zum Lebendigen, nicht zu einer Laune.
Ich sage nicht: alles ist Zweifel, alles ist relativ, alles gilt gleich,
Ich sage: alles ist tiefer, als ich es sehe.
Ich sage: das Sein hat eine Reserve, und diese Reserve ist seine Würde.
Ich sage: die Welt ist kein Bild, das man erschöpfen könnte.
Ich sage: die Nacht ist notwendig, damit das Licht nicht erdrückt.
Ich sage: die Kluft ist notwendig, damit der Sinn sich nicht schließt.
Und ich sage: der Mut ist notwendig, um offen zu bleiben.
Denn offen zu bleiben ist eine schwierige Kunst:
Man muss der Angst, der Eitelkeit, der Melancholie widerstehen
Und dennoch halten, mit einer ernsten Freude, am Rand des Unvollendeten.
Die Freude des Ungewissen ist kein leichtes Lachen,
Es ist ein Lachen, das die Asche kennt,
Ein Lachen, das die Verbrennung des Tages durchquert hat
Und keinen verzehrenden Sonnenstand mehr will,
Ein Lachen, das den Tau als Trost annimmt
Und keine göttlichen Tränen mehr als Beweis verlangt.
Denn der Beweis ist ein Luxus der unruhigen Seele,
Während die Gegenwart ein stiller Reichtum ist:
Sie fordert nichts, sie gibt sich im Vorübergehen,
Und das Ungewisse ist der Raum, in dem diese Gegenwart gehen kann.

Ich erinnere mich an die Netze des Verzauberers,
An seine listige Wollust, an seine vergiftete Luft,
Ich erinnere mich an die Seele, die allzu leicht zu tanzen beginnt,
Und ich bewahre in mir eine Wachsamkeit,
Denn das Ungewisse kann zum Schwindel werden,
Und der Schwindel kann seinerseits zum Gefängnis werden.
Darum braucht es eine Freude, die sich nicht vergiftet,
Eine Freude, die irdisch bleibt, beharrlich, gehalten,
Eine Freude, die nicht die Wolke sucht, sondern die Schwelle,
Und die den Gang dem Schauspiel vorzieht.
Ich will eine Wissenschaft, die Mut ist und nicht verfeinerte Furcht,
Eine Wissenschaft, die die Welt nicht unter Gewissheit erstickt,
Die das Verweigern der Kluft nicht „Beherrschung“ nennt,
Eine Wissenschaft, die ihren Anteil am Abenteuer bewahrt,
Die das Unbekannte annimmt, ohne es zu verachten,
Die den Schatten befragt, ohne ihn zu demütigen.
Und ich will eine Poesie, die aus Eitelkeit nicht lügt,
Die das Unendliche nicht über den Himmel stellt,
Sondern es im Sichtbaren atmen lässt.
So finden Wissenschaft und Poesie in einer Freude zusammen: dem Unabgeschlossenen.
Die Freude des Ungewissen ist die Hand, die sich ohne Garantie ausstreckt,
Der Schritt in der Nacht, mit einer bescheidenen Laterne,
Das Wort, das nicht niederstreckt, das nicht ausstellt,
Das Hören, das wartet,

Die Annahme, von Rissen durchquert zu werden,
Nicht um sich dort einzurichten, sondern um die Welt zu empfangen.
Denn die Welt empfangen heißt, anzunehmen, dass sie nicht geschlossen ist,
Heißt anzunehmen, dass sie größer bleibt als unsere Rahmen.
Und diese nicht besessene Größe ist eine Freude,
Eine tragische Freude, doch von innen her licht.
Ich gehe, und ich weiß nicht alles,
Und dieses Nicht-Wissen ist kein Mangel: es ist ein Raum,
Ein Raum, in dem das Unendliche noch überraschen kann,
In dem der Augenblick noch zur Schwelle werden kann,
In dem das Ewige noch hindurchgehen kann, ohne sich zu benennen.
Ich gehe, und ich lasse den Weg mich ent-machen,
Ich gehe, und die Nacht gibt mir den Widerstand der Welt zurück,
Ich gehe, und die Sprache hört auf, Werkzeug zu sein,
Sie wird Gefährtin, eine Präsenz der Wache,
Und in dieser Gefährtenschaft spüre ich die Freude des Ungewissen wachsen.
Man verlange von mir keine Gründe, gehütet wie Steine,
Ich bin kein Fass der Erinnerung.
Meine Gründe fliegen davon wie Vögel,
Doch mein Schritt bleibt, und das genügt.
Denn das Wichtige ist nicht, Recht zu haben,
Das Wichtige ist, lebendig zu bleiben,
Sich weder vom Klaren einschließen zu lassen
Noch vom Trüben.

Zwischen beiden halte ich eine gerechte Halbdunkelheit,
In der die Welt antworten kann, ohne besessen zu werden.
So wähle ich jedes Mal die Luft, die zirkuliert,
Das Draußen, die gute Luft, die Tiere, den Weg.
Ich wähle den Mut mit seinen Flügeln und seiner List,
Ich wähle den Schatten, der den Dingen ihre Tiefe bewahrt,
Ich wähle das Unsichtbare, das im Sichtbaren wohnt,
Ich wähle das Unendliche, das das Endliche durchquert,
Ich wähle das Ewige, das den Augenblick durchzieht, ohne ihn zu erdrücken.
Ich wähle, nicht zu schließen, nicht abzuschließen, nicht zu lügen,
Und in dieser Wahl ohne Garantie finde ich eine feste Freude:
Die Freude des Ungewissen, die kein Mangel ist, sondern Atem.

DAS TRUNKENE LIED

1

Während er noch sprach, waren sie alle einer nach dem andern hinausgegangen,
hinaus ins Freie, in die kühle, sinnende Nacht;
und Zarathustra selbst führte den hässlichsten Menschen an der Hand,
um ihm seine nächtliche Welt zu zeigen,
den großen runden Mond
und die silbernen Wasserfälle bei seiner Höhle.
Endlich blieben sie beisammen stehen,
all diese alten Männer,
doch getrösteten und tapferen Herzens,
verwundert in ihrem Innersten,
sich so wohl auf der Erde zu fühlen;
die Ruhe der Nacht jedoch
kam ihren Herzen immer näher.
Und wieder dachte Zarathustra bei sich:
»O wie gefallen sie mir jetzt, diese höheren Menschen!«
doch er sagte es nicht,
denn er ehrte ihr Glück und ihr Schweigen.
Da geschah jedoch,
was an diesem erstaunlichen und langen Tage
das Erstaunlichste war:
der hässlichste Mensch begann von neuem,
und ein letztes Mal, zu gurgeln und zu blasen,

und als er endlich seine Worte fand,
ging eine Frage aus seinem Munde hervor,
eine deutliche und klare Frage,
eine gute, tiefe und reine Frage,
die allen das Herz bewegte,
die sie hörten.

»Meine Freunde,
ihr alle, die ihr hier versammelt seid«,
sprach der hässlichste Mensch,
»wie dünkt euch das?
Um dieses Tages willen
bin ich zum ersten Male in meinem Leben zufrieden,
zum ersten Male habe ich das ganze Leben gelebt.
Und es genügt mir nicht, dies bezeugt zu haben.
Es lohnt sich, auf der Erde zu leben:
Ein Tag, ein Fest mit Zarathustra
hat mich gelehrt, die Erde zu lieben.

›Ist das das Leben?‹

will ich zum Tode sagen.

›Wohlan! Noch einmal!‹

Meine Freunde, wie dünkt euch das?

Wollt ihr nicht, wie ich,

zum Tode sagen:

›Ist das das Leben?

Wohlan!

Um Zarathustras willen — noch einmal!«

So sprach der hässlichste Mensch;
doch es war nicht mehr fern von Mitternacht.

2

Und was meint ihr, was nun geschah?
Sobald die höheren Menschen seine Frage vernahmen,
wurden sie sich plötzlich
ihrer Verwandlung und ihrer Heilung bewusst,
und sie begriffen,
wer ihnen diese Heilung geschenkt hatte.

Da stürzten sie auf Zarathustra zu,
voll Dankbarkeit, Ehrfurcht und Liebe,
und küssten ihm die Hand,
ein jeder nach seiner Art:
so dass die einen lachten
und die andern weinten.
Der alte Zauberer jedoch tanzte vor Freude;
und wenn er, wie manche Erzähler glauben,
damals vom süßen Weine berauscht war,
so war er gewiss noch mehr
vom süßen Leben berauscht
und hatte alle Müdigkeit von sich geworfen.

Einige erzählen sogar,

dass der Esel zu tanzen begann:
denn nicht umsonst
hatte ihm der hässlichste Mensch Wein zu trinken gegeben.
Mag es sich so oder anders verhalten haben —
genug:
wenn der Esel an jenem Abend
nicht wirklich tanzte,
so geschahen doch Dinge,
größere und wunderlichere
als der Tanz eines Esels.
Kurz, wie Zarathustras Sprichwort sagt:
»Was liegt daran!«

3-4

Als dies mit dem hässlichsten Menschen geschah,
war Zarathustra wie ein Trunkener:
sein Blick erlosch,
seine Zunge lallte,
seine Füße schwankten.
Und wer vermöchte zu erraten,
welche Gedanken damals
Zarathustras Seele bewegten?
Man sah jedoch,
dass sein Geist zurückwich
und zugleich vorausflog,

dass er im fernsten Fernen war,
gleichsam
»auf einem hohen Grat«, wie geschrieben steht,
»zwischen zwei Meeren,
wandelnd zwischen Gestern und Morgen,
wie eine schwere Wolke«.
Allmählich jedoch,
während die höheren Menschen
ihn in ihren Armen hielten,
kam er ein wenig zu sich selbst zurück,
wehrte mit der Hand
die Menge der Ehrenden ab
und die Besorgten um ihn;
doch er sprach nicht.
Plötzlich aber
wandte er den Kopf,
denn es schien ihm,
als höre er etwas.
Da legte er den Finger auf den Mund
und sprach:
»Kommt!«
Und sogleich
entstand rings um ihn
Stille und Ruhe;

aus der Tiefe jedoch
hörte man langsam
den Klang einer Glocke emporsteigen.
Zarathustra lauschte,
und auch die höheren Menschen;
dann legte er abermals
den Finger auf den Mund
und sprach von neuem:
»Kommt! Kommt!
Es ist nahe Mitternacht!«
Und seine Stimme hatte sich verwandelt.
Doch er rührte sich noch immer nicht vom Fleck;
da wurde die Stille noch größer
und die Ruhe noch tiefer,
und alles horchte:
selbst der Esel
und Zarathustras Ehrentiere,
der Adler und die Schlange,
auch Zarathustras Höhle
und der große kalte Mond
und die Nacht selbst.
Zarathustra aber
legte zum dritten Male

die Hand auf den Mund

und sprach:

»Kommt! Kommt! Kommt!

Auf!

Nun ist es Zeit!

Lasst uns in die Nacht gehen!«

5

Der Tau fällt, die Stunde kommt, die Stunde,

Da ich fröstle und erfriere, die Stunde, die fragt

Und immer wieder fragt: »Wer hat dafür Mut genug?

Wer soll der Herr der Erde sein?

Wer will sprechen: so sollt ihr fließen,

Ihr großen und kleinen Flüsse!«

Die Stunde naht: O Mensch, höherer Mensch, gib acht!

Diese Rede gilt feinen Ohren,

Deinen Ohren: WAS SAGT DIE TIEFE MITTERNACHT?

Ich werde hinübergetragen, meine Seele tanzt.

Tägliche Aufgabe! Tägliche Aufgabe!

Wer soll der Herr der Welt sein?

Der Mond ist kühl, der Wind schweigt.

Weh! Weh! seid ihr je hoch genug geflogen?

Ihr habt getanzt: doch ein Bein ist kein Flügel.

Gute Tänzer, nun ist alle Freude dahin.

Der Wein ist zu Hefe geworden, alle Becher sind weich,

Die Gräber lallen. Ihr seid nicht hoch genug geflogen:

Nun lallen die Gräber: »Rettet doch die Toten!

Warum ist es so lange Nacht?

Macht uns der Mond nicht trunken?«

O höhere Menschen, rettet doch die Gräber,

Erweckt doch die Leichname!

Weh! warum nagt der Wurm noch?

Die Stunde naht, die Stunde naht,

Die Glocke dröhnt, das Herz röchelt noch,

Der Wurm nagt am Holz, der Wurm des Herzens.

Weh! Weh! DIE WELT IST TIEF!

6

Süße Leier! Süße Leier!

Ich liebe den Klang deiner Saiten,

Diesen trunkenen Klang der flammenden Kröte!

Wie kommt mir dieser Klang aus längst vergangener Zeit,

Aus weiter Ferne, aus den Teichen der Liebe!

Alte Glocke! Süße Leier!

Alle Schmerzen haben dein Herz zerrissen,

Der Schmerz des Vaters, der Schmerz der Ahnen,

Der Schmerz der ersten Eltern;

Deine Rede ist reif geworden,

Reif wie der goldene Herbst und der Nachmittag,

Wie mein Herz des Einsamen.

Nun sprichst du:

Die Welt selbst ist reif geworden,

Die Traube bräunt sich,

Nun will sie sterben, sterben vor Glück.

O höhere Menschen, spürt ihr es nicht?

Heimlich steigt ein Duft empor,

Ein Parfum, ein Geruch von Ewigkeit,

Ein Duft von goldenem, gebräuntem, göttlich rosigem Wein

Des alten Glücks,

Ein Glück, trunken vom Sterben,

Ein Mitternachtsglück, das singt:

DIE WELT IST TIEF

UND TIEFER, ALS DER TAG GEDACHT HAT!

7

Lass mich! Lass mich! Ich bin dir zu rein.

Rühr mich nicht an!

Ist meine Welt nicht vollendet geworden?

Meine Haut ist zu rein für deine Hände.

Lass mich, dunkler Tag, schweres, plumpes Tier!

Ist die Mitternachtsstunde nicht heller?

Die Reinsten sollen die Herren der Welt sein,

Die Unbekanntesten, die Stärksten,

Die Mitternachtsseelen,

Die klarer und tiefer sind als alle Tage.

O Tag, tastest du nach mir?

Tastest du nach meinem Glück?

Ich bin reich für dich, Einsamer,

Eine Quelle des Reichtums, ein Schatz.

O Welt, willst du mich?

Bin ich weltlich für dich?

Bin ich religiös?

Bin ich Seher für dich?

Doch Tag und Welt, ihr seid zu schwer:

Habt verständigere Hände,

Ergreift ein tieferes Glück,

Ein tieferes Unglück,

Ergreift irgendeinen Gott —

Ergreift nicht mich:

Mein Unglück, mein Glück ist tief,

Einziger Tag,

Und doch bin ich kein Gott,

Kein Gottes-Himmel:

TIEF IST SEIN SCHMERZ.

8

Der Schmerz Gottes ist tiefer, o eigne Welt!

Ergreife den Schmerz Gottes, nicht mich!

Was bin ich?

Eine süße Leier voller Trunkenheit,

Eine Mitternachtsleier,
Eine Glocken-Kröte, die niemand versteht,
Die aber vor Tauben sprechen muss,
O höhere Menschen!
Denn ihr versteht mich nicht!
Es ist aus! Es ist aus!
O Jugend! O Mittag! O Nachmittag!
Nun kam der Abend und die Nacht und die Mitternachtsstunde,
Der Hund heult, und der Wind —
Ist der Wind nicht ein Hund?
Er jammert, er bellt, er heult.
Weh! Weh! wie sie seufzt, wie sie lacht,
Wie sie röchelt und stöhnt, die Mitternachtsstunde!
Wie trocken sie spricht, diese trunkene Dichterin!
Ist sie über ihre Trunkenheit hinaus?
Hat sie ihre Wache verlängert,
Beginnt sie wiederzukäuen? —
Sie wiederkaut ihren Schmerz im Traum,
Die alte, tiefe Mitternachtsstunde,
Und mehr noch ihre Freude.
Denn die Freude, wenn schon der Schmerz tief ist:
DIE FREUDE IST TIEFER ALS DER SCHMERZ.

9

Weinstock, was lobst du mich?

Habe ich dich nicht geschnitten?

Ich bin grausam, du blutest —

Was will dein Lob von meiner trunknen Grausamkeit?

»Alles, was vollendet ist, alles, was reif ist, will sterben!«

So sprichst du.

Gesegnet, gesegnet sei das Messer des Winzers!

Doch alles, was nicht reif ist, will leben: weh!

Der Schmerz spricht: »Geh vorbei!

Geh hinweg, Schmerz!«

Doch alles, was leidet, will leben,

Um zu reifen, um freudig zu werden und voll Begierde,

Voll Begierde nach dem Fernsten, Höchsten, Klarsten.

»Ich will Erben«, so spricht alles, was leidet,

»Ich will Kinder, ich will nicht mich selbst.«

Doch die Freude will weder Erben noch Kinder,

Die Freude will sich selbst,

Sie will die Ewigkeit,

Die Wiederkunft der Dinge,

Alles, was sich ewig gleicht.

Der Schmerz spricht:

»Brich! blute, Herz!

Geht, Beine! fliegt, Flügel!

Hinweg! Hinauf, Schmerz!«

Nun denn! Wohlan! O mein altes Herz:

DER SCHMERZ SPRICHT: VERGEH UND ENDE!

10

O höhere Menschen, wie dünkt euch das?

Bin ich ein Seher? Bin ich ein Träumer?

Bin ich ein Trunkener?

Ein Traumdeuter?

Eine Mitternachtsglocke?

Ein Tautropfen?

Ein Dunst und Duft der Ewigkeit?

Hört ihr es nicht?

Riecht ihr es nicht?

Meine Welt ist eben vollendet worden,

Mitternacht ist auch Mittag.

Der Schmerz ist auch eine Freude,

Der Fluch ist auch ein Segen,

Die Nacht ist auch eine Sonne.

Geht hinweg,

Oder man wird euch lehren,

Dass ein Weiser auch ein Narr ist.

Habt ihr je einer Freude zugestimmt?

O meine Freunde,

Dann habt ihr auch allen Schmerzen zugestimmt.

Alle Dinge sind verkettet, verstrickt, verliebt.

Wolltet ihr je,
Dass ein Einmal noch einmal käme?
Habt ihr je gesagt:
»Du gefällst mir, Glück!
Augenblick!
Zwinkern!«

So wolltet ihr alles zurück!

DAS TRUNKENE LIED

(Fortsetzung und Schluss)

11

Alle Freude will die Ewigkeit aller Dinge,
Sie will Honig, sie will Hefe,
Eine trunkene Mitternachtsstunde,
Sie will Gräber,
Sie will den Trost der an den Gräbern vergossenen Tränen,
Sie will den goldenen Untergang — was wollte sie nicht, die Freude!
Sie ist durstiger, herzlicher, hungriger,
Schrecklicher, geheimer als aller Schmerz;
Sie will sich selbst,
Sie beißt sich selbst,
Der Wille des Ringes kämpft in ihr.
Sie will Liebe, sie will Hass,
Sie ist Überfluss, sie gibt, sie wirft von sich,
Sie bittet, dass jemand sie nehmen wolle,

Sie dankt dem, der sie nimmt.

Sie möchte gehasst werden:

So reich ist die Freude,

Dass sie Durst hat nach Schmerz, nach Hölle, nach Hass, nach Scham,

Nach dem Verstümmelten,

Durst nach der Welt —

Denn diese Welt, oh ihr kennt sie!

O höhere Menschen,

Nach euch verlangt sie, die Freude, die Zügellose, die Selige —

Sie verlangt nach eurem Schmerz,

Ihr Missratenen!

Alle ewige Freude verlangt nach den missratenen Dingen.

Denn alle Freude will sich selbst,

Darum will sie auch den Schmerz.

O Glück! O Schmerz!

Oh brich, Herz!

Höhere Menschen, lernt es doch:

Die Freude will die Ewigkeit —

Die Freude will die Ewigkeit aller Dinge,

WILL DIE TIEFE EWIGKEIT!

12

Habt ihr nun mein Lied gelernt?

Habt ihr erraten, was es sagen will?

Nun denn! Wohlan!

Höhere Menschen, singt mir mein Lied!

Singt es im Reigen!

Singt nun selbst das Lied,

Dessen Name ist: „Noch einmal“,

Dessen Sinn ist: „In alle Ewigkeit“!

Singt, o höhere Menschen,

Singt im Reigen

Das Lied Zarathustras!

LEKTÜRE

Dieses „Trunkene Lied“ erscheint als ein Hinausgehen ins Freie, und dieses Hinausgehen ist keine bloße Ortsveränderung: Es ist eine Verwandlung der Atmosphäre. Nach der schweren Luft der Höhle, nach den Verführungen der Melancholie und den Streitigkeiten um die Wissenschaft öffnet sich die Szene auf eine frische, nachdenkliche, atmungsfähige Nacht. Zarathustra führt den hässlichsten Menschen an der Hand : eine entscheidende, fast ursprüngliche Geste. Derjenige, der am weitesten von jeder Versöhnung mit der Erde entfernt schien, wird zum Träger des klarsten Wortes. Das Paradox springt sofort ins Auge : Die Heilung kommt nicht von den Edelsten, sondern von dem, den man für unwiderruflich gefallen gehalten hätte. Nietzsche legt die Wiedergeburt an den tiefsten Punkt, als könne die Bejahung des Lebens nur vollständig sein, nachdem man durch Scham, Hässlichkeit und Selbstentfremdung hindurchgegangen ist.

Die erste Bewegung ist eine Befriedung ohne Rede: Sie stehen beisammen, alt, getröstet, tapfer, erstaunt darüber, sich so wohl auf der Erde zu fühlen. Die Nacht nähert sich ihren Herzen nicht als Drohung, sondern als eine herabsinkende Milde. Zarathustra selbst empfindet eine stille Zuneigung. Der Text besteht auf dem Respekt vor dem Glück und vor dem Schweigen: Das Wesentliche kommentiert man nicht, man lässt es sein. Darin liegt eine erste Lehre: Wenn das Leben zurückkehrt, geschieht dies nicht zuerst in der Form eines Arguments, sondern als Klima. Und dieses nächtliche Klima bereitet die große Umkehr vor : Es ist der hässlichste Mensch, der die radikalste Zustimmung zum Dasein formuliert.

Seine Frage wird als „deutlich und klar“, „gut, tief und rein“ bezeichnet. Sie entspringt einer Erfahrung: Ein einziger Tag, ein Fest mit Zarathustra, hat genügt, um ihn zu lehren, die Erde zu lieben. Nichts Pathetisches: ein Tag — und doch eine totale Wirkung. Er sagt nicht: Ich habe

alles verstanden, sondern: Es lohnt sich, auf der Erde zu leben. Die Zustimmung gilt dem Leben selbst, nicht einer Lehre. Und diese Zustimmung steigert sich sofort zu dem, was hier auf dem Spiel steht: zur Bereitschaft, dem Tode zu sagen „Noch einmal!“. Das Entscheidende ist, dass diese Formel nicht aus einer metaphysischen Spekulation hervorgeht, sondern aus einer gelebten Dichte. Die Ewigkeit wird nicht über das Leben gestellt; sie steigt aus einem Augenblick hervor, der ganz gelebt wurde.

Was darauf folgt, ist eine kollektive Bewegung der Erkenntnis: Die höheren Menschen begreifen plötzlich, dass sie verwandelt und geheilt wurden — und wer ihnen diese Heilung geschenkt hat. Dankbarkeit, Ehrfurcht und Liebe brechen hervor, gemischt mit Lachen und Weinen. Die Szene schwankt zwischen Fest und Rausch, zwischen Tanz und Gerücht, und selbst der Esel scheint in diesen Überschwang hineingezogen. Doch Nietzsche beeilt sich zu sagen: Wichtiger als alle Anekdote ist etwas anderes. Größere und wunderlichere Dinge sind geschehen als der Tanz eines Esels. Kurz : Was liegt daran! Das Wesentliche entzieht sich der Anekdote.

Zarathustra selbst gerät in einen Zustand der Trunkenheit, der kein bloßer Rausch ist, sondern eine Entgrenzung der Zeit. Sein Geist weicht zurück und fliegt zugleich voraus; er befindet sich „auf einem hohen Grat“, zwischen Gestern und Morgen. Die Szene ist entscheidend: Hier wird die Erfahrung der Mitternacht vorbereitet, jener Punkt, an dem Gegensätze kippen. Die Stille vertieft sich, alles horcht — selbst die Tiere, selbst die Höhle, selbst der Mond. Die Welt hält den Atem an. Und dann erklingt die Glocke aus der Tiefe: Das ist der Ruf der Mitternacht, nicht als Schrecken, sondern als Schwelle.

In den letzten Strophen des Liedes wird klar, was diese Mitternacht sagt. Die Freude wird nicht als Gegenpol zum Schmerz gedacht, sondern als tiefer als der Schmerz. Der Schmerz will vergehen; die Freude aber will bleiben. Sie will nicht Erben oder Kinder, sondern sich selbst —

das heißt: die Ewigkeit. Und diese Ewigkeit ist keine jenseitige Dauer, sondern die Wiederkunft aller Dinge, die Zustimmung dazu, dass alles noch einmal so sein soll, wie es war. Hier erreicht das Lied seinen innersten Punkt: Alle Freude will die Ewigkeit aller Dinge. Nicht trotz des Schmerzes, sondern mit ihm. Nicht durch Verneinung, sondern durch Überfluss.

So schließt sich der Bogen: Die Nacht, die Luft, die Erde, der hässlichste Mensch, die Mitternacht, der Schmerz, die Freude — alles mündet in eine einzige Bejahung. Nicht die Bejahung eines Systems, sondern die Bejahung eines Weltklimas, in dem das Leben, so wie es ist, getragen werden kann. Das „Trunkene Lied“ ist kein Lied der Flucht, sondern der Treue zur Erde. Und wenn Zarathustra ruft: „Kommt! Lasst uns in die Nacht gehen!“, dann lädt er nicht zum Untergang ein, sondern zu jener Tiefe, in der der Tag nicht mehr alles sagt — und in der die Freude endlich wagt, ewig zu wollen.

Er sagt nicht, dass er ein System verstanden habe; er sagt, dass er das ganze Leben gelebt habe. Und seine Formel ist eine Herausforderung, die dem Tod entgegengeschleudert wird: „Ist das — das Leben? Nun denn! Noch einmal!“

Der Punkt ist entscheidend: Dieses „noch einmal“ ist keine bloße Wiederholung. Es ist eine Zustimmung. Eine Zustimmung zum Leben als Ganzem, so wie es ist, mit allem, was es einschließt. Hier zeichnet sich der Ewige Wiederkehr nicht als kosmologische Theorie ab, sondern als affektive Prüfung: fähig zu sein, dem Augenblick, der Welt, der Existenz zu sagen: kehre zurück. Was den Text erzittern lässt, ist die Tatsache, dass dieses Wort von einem Menschen kommt, den nichts zur Segnung prädestinierte. Das bedeutet: die stärkste Bejahung entspringt nicht einer Unschuld, sondern einer Genesung. Sie löscht das Tragische nicht aus; sie durchquert es.

Die Reaktion der höheren Menschen ist unmittelbar: Sie werden sich plötzlich ihrer Verwandlung, ihrer Heilung bewusst, und sie erkennen denjenigen, der sie bewirkt hat. Sie

stürzen auf Zarathustra zu, küssen seine Hand, lachen und weinen zugleich. Der alte Verzauberer tanzt vor Vergnügen, der Esel tanzt vielleicht ebenfalls: Die Szene streift die Farce, und doch zielt sie auf etwas äußerst Ernstes. Nietzsche lässt die Anekdote schweben („Was liegt daran!“), weil das Wesentliche nicht die Faktizität ist, sondern das Zeichen: Eine Freude ist entstanden, die nicht mehr der Ordnung der Verzauberung angehört. Die Melancholie betörte; hier ent-zaubert die Freude. Sie fängt die Seele nicht ein, sie gibt sie der Welt zurück. Und wenn der Verzauberer für einen Augenblick „alle Müdigkeit von sich wirft“, dann deshalb, weil diese Freude ansteckender ist als sein Dämon. In dieser Passage liegt eine stille Idee: Das Leben, wenn es bejaht wird, ist ein stärkerer Zauber als alle Zauber.

Die zweite Bewegung kehrt die Szene noch einmal um : Zarathustra selbst wird „wie ein trunkener Mensch“. Sein Blick erlischt, seine Zunge lallt, seine Füße schwanken. Diese Trunkenheit ist nicht die des Weins; sie ist die Trunkenheit der Spannung zwischen den Zeiten. Der Text beschreibt ihn „auf einem hohen Grat, zwischen zwei Meeren“, wandernd zwischen Vergangenheit und Zukunft „wie eine schwere Wolke“. Zarathustra wird von etwas ergriffen, das ihn übersteigt: einem Zufluss von Tiefe. Und man begreift, dass dieses Lied nicht der Ausdruck eines einfachen Glücks ist; es ist die klangliche Form eines gelebten metaphysischen Schwindels. Die Trunkenheit ist hier keine Euphorie : sie ist eine Erschütterung. Etwas erhebt sich und verlangt nach einem anderen Register der Rede.

Da ertönt die Glocke. Der Klang kommt „aus der Tiefe“, langsam. Die ganze Welt hört zu: die höheren Menschen, der Esel, der Adler und die Schlange, die Höhle, der Mond, die Nacht selbst. Diese Einbeziehung des gesamten Realen in das Hören ist von großer Bedeutung: Man geht von einer Diskussion unter Menschen zu einer kosmischen Szene über. Die Glocke ist alt, sie hat die schmerzhaften Schläge der Väter gezählt. Sie seufzt und lacht im Traum. Mitternacht ist nicht bloß eine Stunde: Sie ist ein Wesen, eine Dichterin, eine sprechende Tiefe. Und

Zarathustra wiederholt: „Kommt!“ — als müsse man lernen, sich der Welt in ihrer eigenen Zeit, ihrem eigenen Rhythmus, ihrem eigenen Geheimnis anzuschließen.

Die dritte Bewegung beginnt mit einer Vorbereitung: Der Tag lässt gewisse Dinge nicht sagen. Die Nacht, wenn die Luft rein ist, wenn das Geräusch der Herzen verstummt ist, macht Stimmen hörbar, die sich am Tage nicht zu äußern wagen. Die Dinge sprechen und werden gehört. Das ist eine entscheidende These: Die tiefste Wahrheit ist kein Inhalt, sondern eine Möglichkeit des Hörens. Die Nacht bringt keine Doktrin; sie öffnet ein Gehör. Daher die Warnung: „O Mensch, gib acht!“ Die Tiefe ist nicht nur sanft; sie ist gefährlich. Sie verlangt Wachsamkeit. Sie setzt die Weise des Wohnens selbst aufs Spiel.

Von hier an wird der Gesang zu einem Geflecht aus Schmerz und Freude, als wäre Mitternacht der Augenblick, in dem ihre Knoten sichtbar werden. Mitternacht sagt: Die Welt schläft, der Hund heult, der Mond scheint; eine Kälte nähert sich; es gibt tiefe Brunnen, Netze, Blut, Tau. Die Rede ist keuchend, von „Wehe!“-Rufen unterbrochen. Sie ist voller Fragen: Wer hat genug Mut? Wer soll Herr der Erde sein? Man hört hier eine Prüfung: Die Nacht ist nicht bloß Beruhigung, sie ist Gericht. Sie stellt den Menschen vor die Frage der Herrschaft — nicht um eine politische Antwort zu geben, sondern um eine innere Forderung offenzulegen: Wer herrscht in mir? Die Furcht oder der Mut? Die Schwere oder der Flügel? Die Nacht verweigert leichte Tröstungen; sie verlangt eine Herzenshöhe.

Dann folgen sehr nietzscheanische Umkehrungen: „Ihr habt getanzt, aber ein Bein ist kein Flügel“; „ihr seid nicht hoch genug geflogen“. Die Gräber lallen, die Toten verlangen gerettet zu werden, der Wurm nagt am Holz, der Wurm des Herzens. Der Gesang zwingt das Ohr, unter der Freude eine andere Tiefe zu hören: den Schatten der Toten, die Persistenz der Trauer, die dumpfe Arbeit dessen, was verfault. Hier bricht der Schlüsselsatz hervor: „Die Welt ist tief!“

Er bedeutet nicht „die Welt ist geheimnisvoll“ im romantischen Sinn ; er bedeutet: Die Welt ist geschichtet, beladen, verflochten, und keine Freude kann so tun, als existiere der Tod nicht. Doch sogleich kippt der Gesang: Die Leier wird sanft, die Glocke wird reif, der goldene Herbst erscheint, ein Duft der Ewigkeit steigt auf, ein Geruch von gebräuntem Wein. Die Welt „will vor Glück sterben“. Eine schwindelerregende Formel : Vor Glück sterben ist hier kein Verschwinden, sondern eine Vollendung. Wenn ein Ding reif ist, will es sterben; es will sich bis zum Ende geben, sich lösen, sich verwandeln. Der Tod hört auf, bloße Negation zu sein ; er wird zum Terminus einer Reife. Diese Verschiebung bereitet die berühmteste Aussage des Gesangs vor : Die Welt ist tief „und tiefer, als der Tag gedacht hat“. Der Tag glaubte, die Welt durch Klarheit zu erschöpfen; Mitternacht zeigt, dass die Tiefe das Licht übersteigt.

Die Passage, in der Zarathustra sich an den Tag wendet („Lass mich !“), ist eine Unabhängigkeitserklärung: Mitternacht wäre „heller“ als der Tag — nicht weil sie mehr beleuchtet, sondern weil sie anders enthüllt. Der Tag wird „schwer“, „plump“ genannt, weil er greifen, besitzen, manipulieren will. Mitternacht hingegen lässt sich nicht ergreifen. Sie ist „zu rein“ für die Hände des Tages. Man versteht hier den Kampf zwischen zwei Regimen: dem Regime der Aneignung und dem Regime der Tiefe. Die Tiefe verweigert es, Objekt zu sein. Sie gibt sich nur einer Hörsamkeit, einer Wache preis. Und diese Tiefe ist doppelt: Unglück und Glück sind in ihr gleichermaßen tief.

Nietzsche insistiert: Es handelt sich weder um einen Gott noch um eine göttliche Hölle; es handelt sich um eine Intensität, die die moralischen Kategorien übersteigt. Der Schmerz ist darin tief, doch die Freude ist es mehr noch. Hier liegt das glühende Zentrum des Gesangs: „Die Freude, wenn schon der Schmerz tief ist: die Freude ist tiefer als der Schmerz.“ Dieser Satz besagt nicht, dass die Freude den Schmerz auslöscht; er sagt, dass sie ihn umfasst, ihn durchquert, dass sie fähig ist, ihn zu tragen, ohne ihn zu verleugnen. Daraus ergibt sich eine

unerbittliche Logik: Wenn eine Freude wahrhaft bejaht wird, dann müssen auch alle Schmerzen, die mit ihr verkettet sind, bejaht werden. „Alle Dinge sind verkettet, verstrickt, verliebt.“

Hier erscheint die ewige Wiederkehr als affektive Notwendigkeit: Ein einziges Mal zu wollen, zu wollen, dass „der Augenblick“ wiederkehrt, heißt, alles wiederkehren zu wollen. Und dieses Wollen ist keine Moral der Ausdauer; es ist eine Leidenschaft des Seins. Die Freude will die Ewigkeit, weil sie sich selbst will. Sie will keine Erben, keine Kinder, keine Kompensationen; sie will die Intensität ihres eigenen Zurückkommens. Sie ist zu reich, um nur den Komfort zu wollen: Sie dürstet nach der ganzen Welt, auch nach dem, was verletzt, nach dem, was beschämt, nach dem, was misslingt. Die Freude ist bei Nietzsche gierig. Sie ist nicht vorsichtig. Sie will die tiefe Ewigkeit.

Dieser Gesang schließt somit einen Zyklus, indem er einen Knoten wieder zusammenzieht: Nach der Kritik der Dichter, nach der Melancholie und ihren Netzen, nach der Wissenschaft als Furcht oder als Mut ist das letzte Wort weder eine Theorie noch eine Tröstung. Es ist ein Ruf zur totalen Zustimmung, aber zu einer Zustimmung, die nur durch die nächtliche Tiefe hindurch möglich ist. Die Nacht macht hörbar, was der Tag unhörbar macht: die Verflechtung von Glück und Schmerz, die Reife der Welt, den Duft der Ewigkeit, der aus dem Vergänglichen aufsteigt. Und man versteht, dass die hier gemeinte Trunkenheit kein Vergessen ist: Sie ist eine weitere Lucidität, eine Lucidität, die das Unentwirrbare annimmt und in ihm standhält.

Der letzte Refrain, wie eine Formel der Wache wiederholt, verleiht dem Text seinen rituellen Charakter:

„O Mensch, gib acht! ... Die Welt ist tief ... Tief ist ihr Schmerz ... die Freude tiefer als der Schmerz ... Der Schmerz spricht: vergehe und ende! Doch alle Freude will die Ewigkeit.“

Dies ist keine These, die man lernt; es ist ein Wort, das man bewohnt. Es stellt den Menschen

vor die härteste Prüfung: nicht das Leben zu ertragen, sondern es so zu lieben, dass man seine Wiederkehr will. Und diese Prüfung macht der Gesang möglich, nicht indem er sie erklärt, sondern indem er sie singt: indem er sie in den Körper hinabsteigen lässt, in die Nacht, in die gemeinsame Atmung, dorthin, wo man endlich die Glocke hört, wo man aufhört zu besitzen und beginnt zu lauschen.

DIE FREUDE IN DER LEIDEN

Die Nacht sinkt lautlos herab, fein beschuht vom Tau,
Und die Welt verstummt wie ein Herz in Sammlung,
Man hört unter dem Stein ein dunkles Wasser gehen,
Man hört im Wind den Rest eines Schmerzes,
Nichts ist ausgelöscht, nichts vom Licht gerettet,
Alles bleibt, und doch wird alles wieder atmbar,
Denn auch das Leiden hat seine geheime Klarheit,
Es öffnet in uns eine Schwelle, die der Tag nicht kennt,
Und in dieser tiefen Schwelle kann eine Freude aufgehen,
Nicht um den Schmerz zu leugnen, sondern um ihn von innen her zu bewohnen.
Es gibt volle Schmerzen, schwer wie Mauern,
Schmerzen, die einschließen, die aus der Seele eine Höhle machen,
Man geht darin im Kreis, man kaut dieselbe Asche,
Man nennt Wahrheit die Müdigkeit, die sich einnistet,
Doch es gibt einen anderen Schmerz, nackter, wachsamer,
Der nicht abschließen will, der sich weigert, Idol zu werden,
Er zittert, und doch lässt er Raum hindurch,
Er klammert sich nicht an sein eigenes Unglück,
Und in seinem Zittern schleicht sich eine ernste Milde ein,
Wie eine geklärte Luft, die die Welt wieder möglich macht.
Die Freude, von der hier die Rede ist, ist keine Krone,
Kein Lohn, der am Ende einer Ausdauer gereicht wird.

Sie ist nicht das Lächeln, das man sich aufzwingt,
Nicht der Trost, der die Wunde zu früh verschließt.
Sie ist eine Gegenwart, eine Kraft ohne Schauspiel,
Eine Glut im Schatten, ein Licht, das nicht verbrennt.
Sie entsteht, wenn der Schmerz tief wird, ohne Lüge,
Wenn er aufhört, sich mit Gründen zu verteidigen,
Wenn er einwilligt, durchquert zu werden,
Wie eine Nacht, von Sternen durchzogen,
Und wenn dann etwas in ihm sagt: noch einmal, noch einmal.
Denn das Leiden hat dies Wahre an sich: es entblößt,
Es reißt die Masken ab, es löst die Gewissheiten.
Es zwingt den Blick, seine Transparenz zu verlassen,
Es gibt der Welt ihren Widerstand und ihre Distanz zurück.
Man gleitet nicht mehr über die Dinge wie über Glas,
Man berührt sie, und das Berühren wird zu einem Gebet ohne Gott.
Man geht langsamer, doch jeder Schritt wird zur Schwelle,
Man spricht weniger, doch jedes Wort wiegt wie ein warmer Stein.
Und das Leben ist plötzlich kein Dekor mehr, keine Gewohnheit,
Es wird wieder eine Prüfung, und die Prüfung wird zur Behausung.
Man muss die Wahrheit des Schmerzes sagen: er will enden.
Er sagt dem Herzen: brich, blute, schweige, verschwinde.
Er sagt den Beinen: halte ein, du hast keine Flügel mehr.
Er sagt dem Mund: du hast keinen Gesang mehr.
Er ist der Hund, der in der kalten Nacht heult,

Der Wurm, der das Holz frisst, der Wurm des Herzens.
Er ist das Grab, das unter dem Mond lallt,
Er ist die Zeit, die in tiefe Brunnen stürzt.
Und doch beginnt in derselben Nacht, in der alles fragt:
„Wer hat den Mut?“, eine andere Stimme zu antworten.
Diese Stimme ist nicht die eines Heils von anderswo.
Sie verspricht keinen Himmel, um die Erde zu erlösen.
Sie kommt nicht, um den Biss der Welt auszulöschen.
Sie kommt, um ihn zu bewohnen,
Wie ein Duft von Ewigkeit,
Wie ein Geruch von gebräuntem Wein, der aus dem Herbst steigt.
Die Welt, sagt sie, ist reif, und ihre Reife ist ernst.
Sie will vor Glück sterben, nicht aus Flucht, nicht aus Schwäche.
Denn Sterben kann die Vollendung einer vollen Sanftheit sein,
Und Leben die Annahme eines Knotens: Schmerz und Freude verflochten,
Wie zwei Strömungen, die sich durchqueren, ohne sich aufzulösen.
Die Freude in der Leidenszeit ist eine Mitternachtsfreude,
Eine Freude, die sich nicht im vollen Tageslicht zeigt.
Der Tag ist zu schwer: er will greifen, er will besitzen.
Er will Hände, Beweise, Gründe, Abschlüsse.
Doch Mitternacht spricht leise, mit Schrecken und Herzlichkeit.
Sie sagt: Gib acht, höre, was sich nicht zu sagen wagt.
Denn die Dinge haben ihre Stimme, und diese Stimme ist tief.
Sie gibt sich nur dem Ohr, das den Riss gekannt hat,

Der Seele, die lange genug wacht, um zu hören.
Und dieses Hören selbst ist schon eine Freude,
Weil es der Welt ihre Gegenwart zurückgibt.
Man glaubt oft, die Freude sei leicht und der Schmerz schwer.
Doch die wahre Freude ist nicht leicht: sie ist weit.
Sie enthält mehr, als sie zeigt, sie überfließt.
Sie ist hungrig nach der Welt, hungrig nach Intensität.
Sie will nicht nur den Honig, sie will den Sauerteig.
Sie will nicht nur den Mittag, sie will die Stunde der Mitternacht.
Sie will die Gräber, sie will die Tränen auf den Gräbern,
Nicht aus Liebe zur Schwärze, sondern weil sie nichts verlieren will.
Weil sie ganz sein will, will sie die Verkettung.
Und in dieser Verkettung wird sie tiefer als der Schmerz.
Es gibt eine Freude, die Erben und Kompensationen verweigert,
eine Freude, die nichts für später retten will.
Sie will sie selbst sein, hier, jetzt, in ihrer Fülle.
Und wenn sie „noch einmal“ sagt, ist das keine Laune der Wiederholung,
sondern eine Zustimmung zu allem, was sie möglich macht,
zu allem, was sie begleitet – selbst zum Schmerz, selbst zur Scham.
Denn ein wirklich geliebter Augenblick zieht die ganze Welt nach sich:
er zieht die dunklen Stunden, die Verluste, die Mängel mit sich.
„Ja“ zum Augenblick zu sagen heißt, „Ja“ zur Verflechtung zu sagen,
heißt, die Welt so zu lieben, dass man ihre Wiederkehr will, selbst in ihrer Wunde.

So kommt die Freude nicht, um das Leiden zu ersetzen;
sie kommt, um es zu vertiefen und von innen her zu verwandeln.
Das Leiden ist dann nicht mehr bloß Klage;
es wird Reife, es wird Durchgang, es wird Kraft –
nicht eine Kraft der Herrschaft, sondern eine Kraft der Haltung,
eine Kraft, die ohne Garantie gehen kann,
die draußen atmen kann trotz des heulenden Hundes,
die den kalten Mond anschauen kann, ohne Trost zu verlangen,
die den Stein berühren kann und dennoch spürt, dass er antwortet.
Und in dieser stummen Antwort erhebt sich eine Freude,
weil die Welt nicht leer ist.
Die Freude im Leiden ist eine Freude ohne Maske.
Sie prahlt nicht, sie tanzt nicht, um gesehen zu werden,
sie verlangt keinen Applaus.
Sie ist wie eine Hand auf einer Schulter in den Ruinen.
Sie sagt: Ich bleibe, ich rette nicht, ich bleibe.
Sie tilgt das Tragische nicht, sie macht es bewohnbar.
Denn bewohnen heißt, im Unvollendeten standhalten,
heißt anzunehmen, dass das Licht niemals total ist,
dass die Nacht niemals absolut ist,
und dass das Dazwischen, die gerechte Halbdunkelheit, die einzige mögliche Behausung ist.
Man versteht dann, warum der Schmerz sagt: Geh vorbei und ende,
denn er weiß nicht, was er in sich trägt,
weil er sich nur für Negation hält,

während er zugleich Öffnung, Riss, Tiefe ist.

Der Schmerz gräbt einen Brunnen, in dem die Seele hören kann;

er bricht die Oberfläche auf, er verhindert die Transparenz,

er zwingt die Sprache, wahr zu werden – nicht durch Beweis, sondern durch Dichte.

Und wenn die Sprache dicht wird, wird sie der Ewigkeit fähig:

nicht der Ewigkeit eines Himmels, sondern der Ewigkeit der Wiederkehr desselben Knotens.

Die Freude weiß das; deshalb weigert sie sich, „vorüberzugehen“, ohne wiederzukehren.

Diese Wiederkehr ist keine Wiederholung des Dekors.

Sie ist die Wiederkehr einer Konfiguration, einer Spannung, einer inneren Musik,

die Spirale eines Werdens, das sich niemals totalisiert.

Jede Stufe ist wirklich, jede Stufe ist Freude und Melancholie zugleich,

weil kein Gipfel endgültig ist.

Doch die Freude ist darum nicht weniger Freude: sie liebt den Aufstieg,

sie liebt den Schritt, sie liebt die Anstrengung, sie liebt den geschobenen Fels,

sie liebt die Lucidität, die nicht abdankt.

Und diese Freude kann mit dem Schmerz zusammenwohnen,

weil sie nicht darauf wartet, dass das Tragische verschwindet, um wahr zu sein.

Das Leiden, wenn es gehalten wird, wird zu einer Weisheit –

nicht zu einer Weisheit der Lehre, sondern zu einer Weisheit der Atmung.

Es lehrt die Seele, dass sie nicht souverän ist,

dass sie nicht alles verstehen, alles beherrschen, alles abschließen kann.

Es gibt ihr eine Armut zurück, die Reichtum ist.

Denn das Arme empfängt mehr als das Geschlossene:

es empfängt das Unsichtbare, das im Sichtbaren wohnt,

es empfängt das Unendliche, das das Endliche durchquert.

Und dieses Empfangen ist bereits eine Freude:

nicht die Freude des Besitzens, sondern die Freude, durchquert zu werden.

Es gibt Augenblicke, in denen der Schmerz so tief ist,

dass er selbst zur Welt zu werden scheint,

als hätte sich alles zurückgezogen, als schlief alles,

als wäre die Zeit in einen Brunnen gefallen.

Dann sucht das Denken einen Wall, eine Gewissheit, eine Erklärung,

doch keine Erklärung tröstet den Abgrund.

Hier wird die Nacht notwendig,

weil sie nichts verspricht und dennoch zuhört.

Und in diesem Zuhören formt sich ein Satz, nicht als Antwort,

sondern als Gesang:

Die Welt ist tief, und tiefer, als der Tag gedacht hat.

Diese Tiefe ist kein Geheimnis, das man besitzen müsste;

sie ist eine Wirklichkeit, die man tragen und lieben muss.

Lieben heißt hier nicht beschönigen;

lieben heißt Ja sagen, ohne zu verfälschen.

Ja sagen zum Regen, zu den Ruinen, zum Wurm, zum heulenden Hund,

Ja sagen zum goldenen Untergang und zum Duft der Ewigkeit,

Ja sagen zum Knoten, zur Verflechtung,

denn alles ist verkettet, verstrickt, verliebt.

Und die Freude, wenn sie wahr ist, wählt nicht aus;

sie umarmt die ganze Welt,
und eben das macht sie furchtbar und herrlich.
Die Freude in der Leiden ist eine Freude, die beißt.
Sie beißt sich selbst, sie kämpft in sich selbst.
Sie ist Wille des Ringes, Wille der Wiederkehr.
Sie will sich wiederfinden, nicht um sich zu wiederholen,
sondern weil sie es nicht erträgt, dass der Augenblick verloren geht.
Sie will, dass der Augenblick in der Wiederkehr bewahrt wird,
nicht gerettet im religiösen Sinn,
sondern gerettet im Sinn der Treue:
dass nichts Erlebtes als unnütz gelte,
dass selbst der Schmerz seine Würde als Durchgang
zu einer wahreren Intensität behalte.
So wird das Leiden zu einer Tür,
und die Freude wird zum Schwung, der diese Tür überschreitet,
nicht um aus der Welt hinauszugehen,
sondern um tiefer in die Welt einzutreten,
in die Erde, in den Körper, in den Augenblick,
mit einer ernsteren, demütigeren, lebendigeren Aufmerksamkeit.
Und was als Mangel erschien, wird zur Möglichkeit,
was als Ende erschien, wird zum Neubeginn,
was als Nacht erschien, wird zum Hören,
und die Freude wird in diesem Hören
zu einer Flamme, die keinen Himmel verlangt.

Es bleibt jedoch ein Schrecken, und er ist gerecht.

Denn so zu lieben ist nicht bequem.

Der ganzen Lebenswirklichkeit „noch einmal“ zu sagen, ist eine Prüfung.

Es heißt, die Welt zu tragen, ohne sie zu verkleinern;

es heißt anzunehmen, dass es Verfehltes gibt,

Verluste, die sich nicht einholen lassen,

Gräber, die lallen.

Doch die ewige Freude sehnt sich nach den verfehlten Dingen;

sie löscht sie nicht aus, sie will sie in ihrem Kreis,

weil sie kein verstümmeltes Weltganze braucht, um glücklich zu sein.

Darum kann die Freude im Leiden wohnen,

nicht als Balsam, sondern als größere Tiefe.

Der Schmerz sagt: geh vorbei und ende.

Die Freude antwortet: komm zurück, komm noch einmal.

Und in diesem Dialog zerbricht das Herz und hält stand;

es blutet, und doch wird es wahrer.

Es hört auf, ein Außen zu suchen, das es freisprechen würde.

Es bleibt in der Welt, in ihrem Knoten, in ihrer Nacht,

und es atmet endlich in reiner Luft

mit dieser paradoxen Gewissheit:

Die Freude ist tiefer als der Schmerz.

TREUE ZUR ERDE

»Hier schwieg Zarathustra eine Weile und blickte seine Jünger liebevoll an. Dann sprach er weiter — und seine Stimme hatte sich verwandelt:

Meine Brüder, bleibt der Erde treu mit der ganzen Kraft eurer Tugend!

Lasst eure gebende Liebe und euer Erkennen dem Sinn der Erde dienen.

Ich bitte euch darum und beschwöre euch:

Lasst eure Tugend nicht von den irdischen Dingen fortfliegen

und mit den Flügeln an ewige Mauern schlagen!

Ach, es gab immer so viel verirrte Tugend!

Führt, wie ich, die verirrte Tugend zurück zur Erde —

ja, führt sie zurück zum Leib und zum Leben,

damit sie der Erde einen Sinn gebe, einen menschlichen Sinn!

Geist und Tugend haben sich auf tausendfache Weise versucht und verirrt.

Ach, in unserem Leibe wohnt noch immer dieser Wahnsinn und diese Verachtung:

sie sind Leib und Wille geworden!

Geist und Tugend haben sich auf tausendfache Weise versucht und verirrt.

Ja, der Mensch war ein Versuch.

Ach, wie viel Unwissenheit und Irrtum haben sich in uns verkörpert!

Nicht nur die Vernunft der Jahrtausende bricht in uns hervor,

sondern auch ihr Wahnsinn.

Es ist gefährlich, Erbe zu sein.

Noch immer kämpfen wir Schritt für Schritt mit dem Riesen Zufall,

und über die ganze Menschheit hat bislang noch der Unsinn geherrscht.«

»Lasst euren Geist und eure Tugend dem Sinn der Erde dienen, meine Brüder:

dann wird sich durch euch der Wert aller Dinge erneuern!

Darum müsst ihr Schaffende sein.

Der Leib reinigt sich durch das Wissen,

er erhebt sich, indem er sich mit Wissenschaft versucht;

für den Erkennenden werden alle Instinkte geheiligt,

die Seele des Erhobenen freut sich.

Arzt, hilf dir selbst — so wirst du deinem Kranken helfen.

Seine beste Hilfe sei es, mit eigenen Augen den zu sehen,

der sich selbst heilt.

Es gibt tausend Pfade, die nie betreten wurden,

tausend Gesundheit und tausend verborgene Länder des Lebens.

Der Mensch und die Erde der Menschen sind noch nicht entdeckt

und nicht erschöpft.

Wacht und hört, ihr Einsamen!

Aus der Zukunft kommen Atemzüge mit geheimen Flügeln;

ein fröhlicher Bote sucht feine Ohren.

Ihr Einsamen von heute, ihr Abgesonderten,

ihr werdet einst ein Volk sein.

Ihr, die ihr euch selbst erwählt habt,

werdet einst ein auserwähltes Volk bilden —

und aus diesem Volke wird der Übermensch hervorgehen.

Wahrlich, die Erde wird einst ein Ort der Heilung sein!

Und schon umhüllt sie ein neuer Duft,

ein heilender Duft — und eine neue Hoffnung!«

(Nietzsche, ebenda)

LEKTÜRE

Ja. Und es soll in jener Haltung geschehen, die dem Text entspricht: weit, meditativ, unpersönlich, ohne Pädagogik, dem eigenen Atem des Abschnitts folgend.

Was hier spricht, ist weder eine Moral noch eine Lehre. Es ist eine Aufforderung zur Treue, doch eine Treue, die sich nicht mit Gehorsam verwechselt. » Der Erde treu bleiben« bedeutet nicht, an der Oberfläche der Dinge zu verharren oder im Gewicht der Welt zu versinken. Es bedeutet, jene Flucht zu verweigern, die sich für Höhe hält. Es gibt eine Art des Sich-Erhebens, die nichts anderes ist als Verleugnung: Der Geist schwingt sich auf, berauscht sich an seinen eigenen Flügeln und zerschellt schließlich an ewigen Mauern. Er findet nicht das Unendliche, sondern eine Wand. Der Text verurteilt nicht den Schwung, sondern den Schwung, der den Boden vergisst, von dem er ausgegangen ist, und den Leib, der ihn bis an den Rand getragen hat. Es gab so viel verirrte Tugend: eine Tugend, die sich rein wähnt, weil sie sich löst, die sich licht nennt, weil sie sich entfernt, und die, indem sie auf das Ewige zielt, nichts mehr berührt — weder das Fleisch noch das Leben noch den Augenblick.

Die Tugend zur Erde zurückführen: das ist die entscheidende Geste. Diese Geste ist keineswegs reduktiv; im Gegenteil, sie weitet. Denn die Erde ist hier nicht das bloße Gegenstück des Himmels; sie ist der Ort, an dem Sinn entsteht, an dem das Menschliche Gestalt annimmt, an dem das Leben mehr wird als ein Durchgang. Die gebende Tugend soll dem Sinn der Erde dienen: Sie gibt nicht, um sich zu entlasten, sie gibt, um hervorzubringen. Man hört, dass das Geben eine Schöpfung ist. Es geht nicht darum, einem bereits fertigen Weltgefüge ein Gut hinzuzufügen, sondern den Wert der Dinge selbst zu erneuern. Darin liegt eine harte Forderung: schaffen. Nicht das Dasein mit Tugenden schmücken, sondern die Achse der Welt

verschieben, den Schwerpunkt der Werte verlegen. »Ihr müsst Schaffende sein« — das ist ein nackter Satz, fast ohne Trost. Er verpflichtet. Er nimmt jede Ausrede.

Doch das Hindernis liegt tiefer als die Unwissenheit. Der Text besteht darauf: Im Leib wohnt noch immer der Wahnsinn und die Verachtung. Es handelt sich nicht bloß um einen Irrtum des Urteils; es ist ein Irrtum, der Fleisch geworden ist, Wille geworden, Reflex geworden. Die Jahrtausende haben nicht nur Gründe hinterlassen; sie haben ihre Unvernunft einverleibt. Das Erbe ist kein Schatz, sondern eine gefährliche Last : Erbe zu sein heißt, Sinn und Nicht-Sinn zugleich zu tragen, Klarheiten und Verblendungen unlösbar verschweißt. Der Mensch war ein Versuch — und dieser Versuch bleibt unvollendet, tastend, zerbrechlich. Bei jedem Schritt bleibt der riesige Zufall gegenwärtig; und man versteht, dass die menschliche Geschichte lange einer dunklen Gesetzmäßigkeit gehorcht hat: nicht der eines Schicksals, sondern der eines souveränen Nicht-Sinns, einer Drift, die regiert, ohne zu regieren.

Und doch erhebt sich mitten in dieser Feststellung eine andere Tonart: Der Leib reinigt sich durch das Wissen. Nicht eine moralistische Reinigung, sondern eine Erhebung durch den Versuch, durch die Erfahrung, durch eine Erkenntnis, die das Leben nicht abstrahiert, sondern bearbeitet. Der Text trennt Wissenschaft und Leben nicht; er verknüpft sie. Er behauptet, dass sich beim Suchen nach Erkenntnis die Instinkte heiligen können — nicht abgeschafft, sondern eingestimmt. Hier erscheint ein diskretes Bild eines irdischen Heils: nicht die Seele gegen den Leib zu retten, sondern den Leib durch ein Wissen zu erhöhen, das ihn weiter, gerechter, fähiger macht. Die Freude tritt als Zeichen auf: „Die Seele dessen, der erhoben ist, freut sich.“ Freude ohne Dogma, ohne Verheißung eines Jenseits — eine Freude, die aus der Prüfung selbst aufsteigt, aus einer Erhebung ohne Flucht.

Dann folgt der Satz des Arztes: Hilf dir selbst. Er verherrlicht nicht den Individualismus; er erinnert an eine Bedingung der Glaubwürdigkeit. Man hilft nicht durch Predigt; man hilft,

indem man eine Heilung im Vollzug zeigt, einen übernommenen Kampf, eine wirkliche Verwandlung. Die beste Hilfe für den anderen besteht darin, mit eigenen Augen den zu sehen, der sich selbst heilt. Der Blick ist hier nicht voyeuristisch; er wird ansteckend, fruchtbar, ermutigend. Das Beispiel ist kein aufgezwungenes Modell, sondern ein lebendiger Beweis, dass sich das Leben aufrichten kann.

Dann entfaltet sich die Erde plötzlich wie ein noch unsichtbarer Kontinent: tausend Pfade, tausend Gesundheiten, tausend verborgene Länder des Lebens. Der Satz ist weit. Er verweigert den Fatalismus der Einheitsformen, der universalen Normen, der verpflichtenden Gesundheiten. Er sagt: Das Leben ist nicht erschöpft; der Mensch und die Erde der Menschen sind noch nicht entdeckt. Die Welt ist kein abgeschlossenes Inventar; sie ist ein noch verschlossenes Territorium, das darauf wartet, durch neuartige Schritte geöffnet zu werden. Daher der Ruf an die Einsamen: Wacht und hört. Die Einsamen werden nicht wegen ihres Rückzugs verherrlicht, sondern wegen ihres feinen Hörens aufgerufen. Ein fröhlicher Bote sucht feine Ohren: Was aus der Zukunft kommt, setzt sich nicht mit Gewalt durch; es nähert sich im Atem, im geheimen Schwung, im fragilen Zeichen. Die Zukunft ist kein Programm; sie ist ein Kommen.

Und dann vollzieht der Text eine stille Umkehr: Die Getrennt-Lebenden werden einst ein Volk. Nicht eine Masse, sondern eine Gemeinschaft, die aus einer inneren Wahl hervorgeht. „Ihr, die ihr euch selbst erwählt habt“ — eine starke Formel, die eine Wahl ohne Mystik bezeichnet, eine Auswahl durch Anspruch. Aus dieser Gemeinschaft wird der Übermensch hervorgehen. Es geht nicht um einen isolierten Helden, der über andere herrscht; es geht um eine kollektive Bedingung, damit eine andere Höhe möglich wird. Der Übermensch erscheint als Kind eines Volkes, das durch Wache, Trennung, Treue zur Erde und Schaffung neuer Werte geformt ist. Er ist keine Flucht aus der Welt; er ist ihre Verklärung.

Schließlich bündelt sich alles in einem Bild irdischer Hoffnung: Die Erde wird ein Ort der Heilung werden. Nicht ein Paradies, nicht Vollkommenheit, sondern ein Ort, an dem das Leben aufhört, nur Wunde zu sein. Ein neuer Duft umhüllt die Erde bereits: dieser Duft ist heilsam. Hoffnung fällt nicht vom Himmel; man atmet sie. Sie ist keine Idee, sie ist Luft. Etwas ändert sich, kaum wahrnehmbar und doch real: ein Parfum, ein Zeichen, eine sinnliche Verheißung. Der Text bietet keinen Frieden; er bietet eine Richtung. Er sagt nicht, dass der Mensch geheilt ist; er sagt, dass Heilung möglich ist und hier beginnt — mit dieser Treue ohne Flucht: zurück zum Leib, zurück zum Leben, die Tugend dorthin zurückbringen, wo sie wirklich gibt, wo sie nicht mehr mit Flügeln gegen Mauern schlägt, sondern schöpferische Kraft wird, die den Wert der Dinge erneuert.

Es ist vielleicht dies, im Grund, die gebende Tugend: nicht eine Tugend, die verteilt, sondern eine Tugend, die zeugt. Sie sucht das Ewige nicht über der Erde; sie lässt aus dem Irdischen selbst einen Duft der Ewigkeit aufsteigen. Sie verrät das Leben nicht im Namen der Wahrheit; sie macht die Wahrheit bewohnbar, weil sie dem Boden, dem Atem, dem Leib treu bleibt — und weil sie genug hofft, um zu schaffen.

DIE ERDE HÖREN

Die Erde hören, nicht als messbaren Grund,
Sondern als eine langsame Stimme, die das Schweigen durchzieht,
Wie ein glanzloses Herz, das unter den Steinen schlägt,
Wie ein altes Lied, das aus dem Grund der Wurzeln kommt,
Und das den Himmel nicht sucht, um sich zu rechtfertigen,
Das von den Mauern des Ewigen nichts erbittet,
Das nahe beim Leib bleibt, nahe beim menschlichen Staub,
Und doch in uns weitere Kammern öffnet,
Wo der Tag seine verletzende Härte des Lichts verliert,
Wo die Nacht klar wird, weil sie Widerstand leistet.
Es gibt Tugenden, die davonfliegen wie Vögel,
Sie schlagen mit den Flügeln gegen eine unsichtbare Scheibe,
Sie halten den Schwindel für einen Aufstieg,
Sie nennen »Reinheit« die Weigerung zu berühren,
Sie sprechen vom Absoluten, um die Dinge nicht mehr zu sehen,
Sie kleiden sich in Azur, um den Schlamm zu vergessen,
Doch ihr Gesang verdorrt, wenn er ins Leere steigt,
Und die Seele wird dünn, und das Wort zerbricht,
Denn Höhe ist nichts, wenn sie dem Leben entflieht,
Und das Unendliche lügt, wenn es die Erde verachtet.
Die Erde hören heißt, die Tugend zur Welt zurückführen,
Nicht um sie herabzusetzen, sondern um sie zu verwurzeln,

Damit sie einen Sinn gebe, der kein Trugbild ist,
Einen menschlichen Sinn, geschmiedet in der Wärme der Hände,
In der Müdigkeit der Schritte, im geteilten Brot,
In den Jahreszeiten, die vergehen und anders wiederkehren,
Im Leib, der lernt, im Blut, das einwilligt,
Im Augenblick, der schweigt und doch seine Glut bewahrt,
In dem, was fällt und überlebt, ohne eine Entschuldigung zu fordern,
In dem, was noch will, trotz des Schattens der Jahrhunderte.
Denn der Geist hat sich tausendfach verirrt,
Und auch die Tugend, in ihren Gewändern aus Marmor,
Und der Wahnsinn der Väter ist in uns Fleisch geworden,
Er wohnt in der Geste, er wohnt im Willen,
Er zittert unter der Haut wie ein altes Fieber,
Er spricht durch unsere Ängste, durch unsere stummen Schamgefühle,
Und selbst unsere Gründe riechen nach Missverständnis,
Als trüge die Klarheit einen Rest von Nacht,
Als behielte das Wissen seine Splitter,
Als wäre das Erbe eine verborgene Klinge.
Es ist gefährlich, Erbe der Zeiten zu sein,
Man empfängt Werkzeuge, und man empfängt Ketten,
Man empfängt richtige Worte und Worte, die vergiften,
Man empfängt Aufbrüche und namenlose Müdigkeiten,
Man empfängt Irrtümer, die sich für Gesetze halten,
Und der Nicht-Sinn herrschte lange wie ein dunkler König,

Er führte die Menschheit durch Wege aus Nebel,
Und machte aus jedem Schritt einen zerbrechlichen Versuch,
Und doch bleibt mitten darin eine Hartnäckigkeit:
Die, von Neuem zu beginnen, ohne dem Ekel zu weichen.
Die Erde hören heißt, in uns den Zufall vernehmen,
Den Riesen, der ohne Grund die Steine versetzt,
Der die Jahreszeiten und die Gesichter der Dinge verändert,
Der an das Herz der Tage schlägt wie ein blinder Hammer,
Doch es heißt auch lernen, Schritt für Schritt zu kämpfen,
Ohne zu glauben, dass am Ende eine reine Ordnung wartet,
Ohne dem Chaos eine Formel zu versprechen, die es festnagelt,
Ohne aus der Sprache ein Netz über die Welt zu machen,
Denn was lebt, entzieht sich dem Griff der Dogmen,
Und selbst die Wahrheit braucht ein Zittern.
Dann ist das Wissen keine kalte Zitadelle mehr,
Es wird zur Prüfung, in der sich der Leib klärt,
Zu einem geduldigen Aufstieg, in dem der Instinkt geheiligt wird,
Nicht indem man ihn verstümmelt, sondern indem man ihn gerechter macht,
Indem man ihm ein Maß gibt, einen Atem, der sich fügt,
Indem man ihn an die Dinge bindet, an ihre schweigende Materie,
Und die Seele, wenn sie sich erhebt, wird nicht herausgerissen:
Sie freut sich, wie ein Wasser, das sich löst,
Wie eine Frucht, die reift, ohne sich ewig zu wähnen,
Wie ein einfacherer Morgen nach langen Fiebern.

Die Erde hören heißt, den zu sehen, der sich heilt,
Nicht als einen Meister, sondern als einen lebendigen Beweis,
Einen Menschen, der nicht predigt, sondern sich aufrichtet,
Der keine Befehle gibt, sondern seine Narbe anbietet,
Der weitergeht trotz des alten inneren Schlamms,
Und das ist es, was hilft, mehr als tausend Worte:
Die sichtbare Heilung, der angenommene Kampf,
Der gewöhnliche Mut, der sich nicht mit Gold schmückt,
Die nackte Treue zu dem, was weiterwill,
Die Arbeit des Lebens, ohne Ruhm und ohne Theater.
Es gibt tausend Pfade, die niemand gegangen ist,
Tausend mögliche Gesundheit, tausend Länder in der Erde,
Verborgene Kontinente hinter einem einfachen Blick,
Jahreszeiten ohne Namen, noch stumme Kräfte,
Und der Mensch hat den Menschen noch nicht zu Ende entdeckt,
Noch hat die Erde der Menschen sich ganz erkennen lassen,
Denn das Dasein ist weit, und die Welt ist nicht geschlossen,
Und das Leben bewahrt im Innern unerforschte Kammern,
Wo der Schmerz sich in eine andere Klarheit verwandelt,
Wo die Hoffnung kein Traum ist, sondern langsames Atmen.
Wachen — das ist es: wachen und hören, Einsame,
Nicht aus Verachtung der anderen, sondern aus feiner Treue,
Denn was aus der Zukunft kommt, schreit nicht in den Massen,
Es nähert sich im Geheimen, wie ein diskreter Hauch,

Es sucht Ohren, die den Lärm nicht lieben,
Herzen, die warten können, ohne sich zu verschließen,
Augen, die sehen wissen, ohne besitzen zu wollen,
Und man erkennt dann, in der fast unbewegten Luft,
Eine neue Nuance, einen Geruch des Aufbruchs,
Ein winziges Zeichen, stärker als die Reden.
Die Erde hören heißt, diese Botschaften zu lernen,
Nicht in großen Systemen, sondern im Zittern,
Im Gras, das sich beugt und sich im Wind wieder aufrichtet,
Im Korn, das schweigt und unter der Erde arbeitet,
Im Schritt des Wolfes, im Regen auf den Blättern,
Im Stein, der eine alte Wärme bewahrt,
Im Teich, der spiegelt und niemals enthüllt,
In der Asche, in der eine sprachlose Glut verweilt,
In dem, was arm scheint und doch unerschöpflich ist,
Im verletzten Realen, das weiter schenkt.
Einsame von heute, aus Not getrennt,
Ihr seid keine Flüchtenden, wenn ihr wirklich wacht,
Ihr seid der Sauerteig eines kommenden Volkes,
Nicht ein Volk der Masse, sondern eine langsame Gemeinschaft,
Gewoben aus Gerechtigkeit, aus der Wahl der Erde,
Aus einer Liebe, die nicht nimmt, sondern gibt und schafft,
Aus der Geduld des Schrittes, aus dem angenommenen Schatten,
Und aus diesem Bund wird eine andere Höhe geboren,

Nicht gegen die Welt aufgerichtet, sondern aus der Welt hervorgegangen,
Wie eine treue Flamme im Herzen der Ruinen.
Denn Schöpfung ist keine Geste des Hochmuts,
Sie ist eine Antwort auf das, was schwankt,
Eine Weise, dem Nicht-Sinn zu sagen: ich sehe dich,
Und dennoch lasse ich dich nicht herrschen,
Ich erneuere die Werte, ich ändere das Licht,
Ich mache aus dem Gewöhnlichen einen Ort, wo die Seele atmet,
Ich gebe dem Augenblick sein mögliches Gewicht von Ewigkeit zurück,
Ich suche keine Götter in eitlen Wolken,
Ich suche das Unsichtbare im dargebotenen Sichtbaren,
Und ich bleibe der sprechenden Erde treu.
Die Erde hören heißt, die Mauern verweigern,
Diese ewigen Mauern, an denen die Flügel zerbrechen,
Diese Mauern der reinen Idee, diese Mauern des guten Gewissens,
Diese Mauern der Vollkommenheit, die nicht mehr nach Leben riechen,
Diese Mauern, in denen die Tugend zur kalten Statue wird,
Und in denen man das Hohe mit der Leere verwechselt,
Denn die Erde ist tiefer als allzu leichte Aufschwünge,
Sie braucht weder Schmuck noch Entschuldigungen,
Sie verlangt nur eine ganze Gegenwart,
Und das ist vielleicht der härteste Adel.
Man muss den Geist zum Leib zurückführen, ohne ihn zu ersticken,
Die Tugend zum Leben zurückführen, ohne sie zu beschmutzen,

Das Wort in den Schatten zurückführen, der es gründet,
Denn die Sprache verliert sich, wenn der Blick glatt wird,
Und die Welt schließt sich, wenn sie keinen Widerstand mehr bietet,
Doch die Nacht gibt die Reibung zurück, und die Kluft das Hören,
Und die Erde lehrt in ihren Mulden eine Klarheit,
Eine Klarheit, die nicht glänzt, sondern trägt,
Eine Klarheit der Wache, demütig, fast unsichtbar,
Die rettet, ohne zu retten, indem sie den Menschen bewohnbar macht.
So wird der Mensch wieder ein lebendiger Versuch,
Keine vollendete Statue, kein abgeschlossenes Dogma,
Ein Versuch, der scheitert und doch wieder beginnt,
Der fällt und sich aufrichtet, nicht aus Heroismus,
Sondern weil die Erde, geduldig, ihn zurückruft,
Weil der Leib noch seine Gerechtigkeit verlangt,
Weil das Leben, selbst verwundet, seine Form will,
Und weil der Sinn nicht aus einem fremden Himmel fällt:
Er entsteht aus Treue, aus Gabe, aus Schöpfung,
Er entsteht aus dem Boden, dem Atem, der geteilten Anstrengung.
Die Erde hören heißt, einen neuen Geruch wahrnehmen,
Kein lärmendes Versprechen, sondern ein diskretes Parfum,
Wie nach dem Regen, wenn der Staub sich legt,
Wie am Rand eines Weges, wenn sich das Gras wieder aufrichtet,
Wie in der Höhle, wenn die Luft reiner wird
Und die Tiere sich wortlos drängen,

Es ist ein heilsamer Geruch, eine Nuance von Genesung,
Als könnte die Erde eines Tages ein Heilmittel sein,
Nicht gegen den Tod, sondern gegen die Unfruchtbarkeit,
Gegen den nackten Nicht-Sinn, der an den Jahreszeiten nagt.
Und die Hoffnung ist hier kein Theaterlicht,
Sie ist eine langsame Arbeit, eine gehende Geduld,
Sie ist eine treue Geste, ein hartnäckiges Hören,
Sie ist die Kraft zu lieben, ohne zu fliehen,
Sie ist die Freude des Ungewissen, die Freude zu versuchen,
Die Freude, nicht zu schließen, was werden will,
Denn die Zukunft ist kein Plan, sie ist ein Kommen,
Ein fröhlicher Bote, der Ohren sucht,
Und wer hört, wird selbst zum Durchgang,
Zu einer Brücke aus Erde, zu einer Schwelle, zu einer Stimme ohne Emphase.

DIE ERDE WIRD EIN ORT DER HEILUNG

Die Erde wird ein Ort der Heilung, sagt der Atem,
Nicht weil sie rein sein wird, sondern weil sie wahr sein wird,
Weil man aufhören wird, sie durch allzu leichte Himmel zu verraten,
Weil man aufhören wird, den wissenden Leib zu verachten,
Weil man lernen wird, den Instinkt zu heiligen,
Die Werte zu erneuern, ohne sie dem Leben zu entreißen,
Zu schaffen ohne Hochmut, zu geben ohne sich zu verlieren,
Zu wachen ohne Härte, zu sprechen ohne zu überdecken,
Und selbst der Schatten wird zu einer treuen Freundin,
Zu einer Tiefe, in der die Seele weiter atmet.
Die Erde hören: das ist der Gesang, der bleibt,
Wenn die Mauern schweigen, wenn die Götzen sich erschöpfen,
Wenn der Geist aus seinen allzu leichten Schwindeln zurückkehrt,
Wenn die Tugend Gabe wird und nicht Flucht ins Absolute,
Wenn der Blick den Widerstand der Dinge annimmt,
Wenn die Nacht die fruchtbare Opazität wiederherstellt,
Und das Sichtbare endlich das Unsichtbare hindurchlässt,
Dann wird der Mensch schöpferisch, ohne sich für den Herrn zu halten,
Er geht ins Leben, wie man in die Wache tritt,
Und die Erde um ihn her atmet eine neue Hoffnung.

DER OHNE GESICHT

»Als Zarathustra diese Worte gesprochen hatte, schwieg er, wie einer, der sein letztes Wort noch nicht gesagt hat. Lange wog er seinen Stab zögernd in der Hand. Endlich sprach er so, und seine Stimme hatte sich verwandelt:

Ich gehe nun allein, meine Jünger! Auch ihr geht nun allein! Ich will es so.

Wahrlich, ich rate euch: geht fort von mir und wehrt euch gegen Zarathustra!

Und besser noch: schämt euch seiner! Vielleicht hat er euch betrogen.

Der Mensch der Erkenntnis muss nicht nur lernen, seine Feinde zu lieben, sondern auch, seine Freunde zu hassen.

Man dankt einem Lehrer schlecht, wenn man immer Schüler bleibt.

Und warum wollt ihr meine Krone nicht zerreißen?

Ihr verehrt mich; aber was wäre, wenn eure Verehrung eines Tages zusammenbräche?

Hütet euch, nicht von einer Statue erschlagen zu werden!

Ihr sagt, ihr glaubt an Zarathustra? Aber was liegt an Zarathustra!

Ihr seid meine Gläubigen: aber was liegt an allen Gläubigen!

Ihr hattet euch noch nicht gesucht: da fandet ihr mich.

So tun alle Gläubigen; darum ist aller Glaube so wenig wert.

Nun aber heiße ich euch, mich zu verlieren und euch selbst zu finden;

und erst, wenn ihr mich alle verleugnet habt, werde ich zu euch zurückkehren.

Wahrlich, meine Brüder, dann werde ich mit anderen Augen meine verlorenen Schafe suchen;

ich werde euch dann mit einer anderen Liebe lieben.

Und eines Tages sollt ihr mir noch einmal Freunde sein
und die Kinder einer einzigen Hoffnung: dann will ich bei euch sein,
zum dritten Male, um mit euch das große Mittag zu feiern.
Und dies wird das große Mittag sein, wenn der Mensch mitten auf seinem Wege steht
zwischen Tier und Übermenschen,
wenn er als seine höchste Hoffnung den Weg feiert, der zu einem neuen Morgen führt.
Dann wird der Untergehende sich selbst segnen, um hinüberzugehen;
und die Sonne seiner Erkenntnis wird in seinem Mittag stehen.
›ALLE GÖTTER SIND TOT: NUN WOLLEN WIR, DASS DER ÜBERMENSCH LEBE!‹
Dies sei einst, am großen Mittag, unser letzter Wille! —
Also sprach Zarathustra.«
(Nietzsche, ebenda)

LEKTÜRE

Dieser Übergang zur Trockenheit und Größe der Abschiedsworte schließt keine Doktrin ab; er zerreißt ein Band. Und dieser Riss ist weder Zufall noch Stimmung: Er bildet den Kern dessen, was überliefert wurde. Der Meister vollendet seine Lehre hier nicht, indem er eine weitere Wahrheit hinzufügt; er vollendet sie, indem er seine Person zurückzieht, indem er die Gestalt selbst zurücknimmt, die zur Zuflucht hätte werden können. Zarathustra schweigt zunächst „wie jemand, der sein letztes Wort noch nicht gesagt hat“; und dieses letzte Wort wird gerade kein Wort des Inhalts, sondern eine Geste sein. Lange wägt er seinen Stab in der Hand : Der Stab ist der Gang, die Stütze, auch das Zeichen einer Autorität; das Zögern zeigt, dass das, was er zu tun im Begriff ist, kein Einfall ist, sondern ein notwendiger Riss. Wenn sich die Stimme verwandelt, ist dies nicht bloß ein Wechsel des Tons : Es ist der Übergang von einer mitreißenden Rede zu einer Rede, die befreit, indem sie verletzt.

„Ich gehe nun allein“ : Einsamkeit ist hier kein romantisches Ideal; sie ist eine Bedingung der Wahrheit. Und der Text geht weiter: Auch die Jünger müssen allein gehen. Nicht weil sie der Begleitung unwürdig wären, sondern weil Begleitung, wenn sie andauert, Abhängigkeit wird. Treue zur Erde, Schaffen, das Hören auf kommende Atemzüge — all dies verlangt eine Verantwortung, die sich nicht delegieren lässt. Es genügt nicht zu folgen, selbst auf dem richtigen Weg. Der Weg ist nur dann wahr, wenn er genommen wird. Daher die harte, beinahe skandalöse Aufforderung: „Geht fort von mir und wehrt euch gegen Zarathustra.“ Sich gegen den Meister zu verteidigen heißt, sich gegen die Versuchung zu verteidigen, das Leben auf eine Gestalt zu reduzieren, ein lebendiges Wort in eine schützende Instanz zu verwandeln. Der Meister wird dann zur Gefahr — nicht weil er lügt, sondern weil man aus ihm eine Statue

machen kann. Und die Statue tötet: Sie fixiert, sie ersetzt das Werden durch Verehrung, sie setzt Anbetung an die Stelle der Prüfung.

Darum erscheint die Scham: „Schämt euch seiner.“ Diese Scham ist nicht moralisch; sie ist ein Gegengift. Solange der Jünger vor dem Meister wie vor einer unantastbaren Höhe steht, bleibt er kindlich. Die Scham bricht die Verzauberung. Sie macht einen inneren Bruch möglich, eine Ent-Idolisierung. Und die Hypothese der Täuschung — „vielleicht hat er euch betrogen“ — ist die Spitze dieser Strategie: Der Meister macht sich selbst verdächtig, um den Mechanismus des Glaubens zu zerstören. Er fordert nicht, weniger zu glauben; er fordert, aufzuhören zu glauben, das heißt: aufzuhören, sich von einer fremden Gewissheit tragen zu lassen.

So wird der härteste Satz verständlich: Wer Erkenntnis sucht, muss nicht nur seine Feinde lieben, sondern auch seine Freunde hassen. Es handelt sich nicht um ressentimenthafte Feindschaft; es handelt sich um Schärfe. Die Feinde sind sichtbar: Man weiß, wie man ihnen gegenübertritt. Die Freunde hingegen sind die Zone, in der man einschläft. Man richtet sich im Einverständnis ein, man verwechselt Treue mit Komfort. Die Freunde zu hassen bedeutet hier : zu verweigern, dass Freundschaft zur Kette wird. Das liebenswürdige Gefängnis zurückzuweisen. Die Wärme zurückzuweisen, die am Gehen hindert. Die Forderung der Erkenntnis verlangt eine innere Grausamkeit: das zu zerreißen, was bindet, selbst wenn es beruhigt, selbst wenn es liebt.

Der ganze Abschnitt ist ein Kampf gegen den ewigen Schüler. „Man dankt einem Lehrer schlecht, wenn man immer Schüler bleibt“ — das klingt wie eine Verurteilung, ist aber vor allem Mitleid. Auch der Meister ist eingeschlossen, wenn er immer Meister bleiben muss. Die Beziehung wird steril: der eine befiehlt, der andere wiederholt. Nichts entsteht. Darum stellt Zarathustra die symbolische Frage: „Warum wollt ihr meine Krone nicht zerreißen?“ Die Krone ist Weihe, Aureole, Prestige. Sie zu zerreißen heißt nicht, den Menschen zu erniedrigen; es

heißt, das Wort des Menschen zu befreien. Solange die Krone bleibt, zirkuliert das Wort nicht mehr: Es erstarrt zur Autorität.

Die Verehrung erweist sich somit als Gefahr: „Hütet euch, nicht von einer Statue erschlagen zu werden.“ Die Gefahr ist nicht der lebendige Meister; es ist das Bild des Meisters, verhärtet und idolisiert. Man stirbt nicht unter dem Gewicht eines Menschen; man stirbt unter dem Gewicht einer Vorstellung. Man wird nicht von einer Präsenz erdrückt; man wird von einer unbeweglichen Form getötet. Deshalb greift der Text den Glauben an : Der Glaube ist „wenig wert“, nicht weil er schwach wäre, sondern weil er leicht ist. Die Gläubigen haben sich noch nicht gesucht: Sie haben einen Führer gefunden, bevor sie sich selbst gefunden haben. Und dieser Mechanismus ist allgemein: Der Glaube ersetzt die Suche. Er gibt der Antwort ein Gesicht, bevor die Frage brennend geworden ist.

Dann ergeht der Befehl, ohne Zweideutigkeit: „Ich heiße euch, mich zu verlieren und euch selbst zu finden.“ Zarathustra zu verlieren heißt nicht, den Weg zu vergessen; es heißt, den Weg zur eigenen Gangart zu machen. Es heißt nicht aus Undank zu verleugnen, sondern zu verleugnen, damit die Lehre aufhört, äußerlich zu sein. Und die paradoxeste Idee ist die kohärenteste: „Erst wenn ihr mich alle verleugnet habt, werde ich zu euch zurückkehren.“ Die Rückkehr des Meisters ist nur möglich nach dem Verlust des Meisters. Anders gesagt: Die wahre Begegnung kann nur zwischen Wesen stattfinden, die nicht mehr in der Asymmetrie des Glaubens stehen. Diese Rückkehr verheißt eine andere Qualität des Blicks, eine andere Qualität der Liebe. „Ich werde euch mit einer anderen Liebe lieben“: Die Liebe des Meisters zu seinen Jüngern ist immer verdächtig; die Liebe des Gefährten, der Gleiche wiederfindet, ist von anderer Art. Es gibt keine Gläubigen mehr; es gibt Freunde.

Und diese Bewegung kulminiert im Bild des großen Mittags. Der Mittag ist nicht nur eine Stunde; er ist der Augenblick der vollen Lucidität, der Moment, in dem der Schatten am

kürzesten ist, in dem man in der Mitte steht. Doch dieser Mittag ist keine Ruhe: Er ist eine Durchquerung. Der Mensch steht „in der Mitte seines Weges zwischen Tier und Übermensch“. Er ist nicht angekommen; er wird nicht ankommen wie an einem festen Ort. Er ist unterwegs — und dieser Weg selbst wird zum Fest.

Als höchste Hoffnung erscheint nicht der Besitz des Ziels, sondern die Fähigkeit, auf einen neuen Morgen zuzugehen. Der Text hütet sich vor einer leichten Verheißung: Er verspricht den Übermenschen nicht als Zustand, er setzt ihn als Horizont einer Verwandlung. Der Mittag ist der Augenblick, in dem man dies weiß, in dem man es bejaht, in dem man den Weg feiert und nicht den Thron.

Der Satz über den, der verschwindet — „der Untergehende wird sich selbst segnen, um hinüberzugehen“ — fügt eine wesentliche Nuance hinzu: Es geht nicht um Flucht, sondern um Übergang. Verschwinden heißt nicht, sich aus Schwäche auszulöschen; es heißt, aufzuhören, Gefangener der alten Gestalt seiner selbst zu sein. Der Segen wird nicht mehr von oben gegeben: Er geht aus dem Übergang selbst hervor. Der Mensch wird sein eigener Zeuge, sein eigener Richter, seine eigene irdische Geste des Heils. Und die Sonne seiner Erkenntnis steht „in seinem Mittag“: Die Erkenntnis ist kein abstraktes Licht mehr, sie ist Reife, eine volle innere Stunde.

Schließlich muss der Ausruf „Alle Götter sind tot: nun wollen wir, dass der Übermensch lebe“ in der Logik des Übergangs verstanden werden. Er ist kein triumphales Schlagwort, er ist ein letzter Wille. Er sagt nicht: Alles ist erlaubt; er sagt: Alles ist zu schaffen. Er entzieht die alten Garantien und überträgt eine Aufgabe. Eine Aufgabe, die gefährlich ist und in den Nihilismus kippen kann, wenn man sie als bloße Zerstörung versteht. Doch im Gefüge des Textes bedeutet sie etwas anderes: Der Tod der Götter ist der Rückzug der letzten Autoritäten, der transzendenten Tröstungen, der ewigen Mauern, an denen die Flügel zerbrechen; und der

Wille zum Übermenschen ist der Wille, dass das Leben fähig werde, Sinn hervorzubringen, ohne sich der Erde zu entziehen. Es geht nicht um einen neuen Kult; es geht um die Möglichkeit einer schöpferischen Menschheit, der Erde treu, stark genug, um sich nicht in Statuen zu flüchten, frei genug, um ihren Meister zu verlieren, und geduldig genug, um im großen Mittag auf einen noch unbekannten Morgen zuzugehen.

So schließt dieser Text, indem er öffnet. Er zieht die führende Hand zurück, damit das Gehen wahr werde. Er zerstört das Idol in dem Augenblick, in dem es entstehen könnte. Er macht aus dem Verleugnen keinen Verrat, sondern einen Beweis. Und er lässt, am Rand der Trennung, nur eines bestehen: eine Forderung nach Zukunft, eine Treue zum Boden, eine Hoffnung, die nichts anderes verspricht als die Würde des Werdens.

DER DICHTER OHNE GESICHT

Er kommt ohne Gesicht, im Abend ohne Emblem,
Er trägt kein Zeichen auf der Stirn, keine Krone,
Er durchquert die Straße wie man einen Traum durchquert,
Ohne einen Namen zu verlangen, ohne Blicke zu sammeln.
Er spricht wenig, doch die Luft um ihn verändert sich,
Als hätte eine Quelle ihre Fuge gefunden,
Und als lausche die Erde, am Rand ihres Schweigens,
Diesem Schritt, der weder Sieg noch Tempel verspricht,
Nur die Geduld eines Feuers unter der Asche,
Und die Demut, da zu sein, ohne sich zu zeigen.
Er kennt die Versuchung der Statuen und der Meister,
Den schweren Geschmack des Glaubens, der sich an ein Gesicht schmiegt,
Die süße Trägheit, Schüler zu bleiben im Schatten eines Anderen,
Den falschen Frieden des „Ja“, der vom Gehen entbindet.
Er weiß, wie ein Blick zum Gefängnis werden kann,
Wenn Verehrung die Seele verhärtet und einschläfert.
So zieht er sich zurück, nicht aus Kälte, aus Gerechtigkeit,
Er nimmt seine Hand zurück, damit der Andere aufrecht steht,
Und die Leere, die er hinterlässt, wird zu einer Geburt,
Denn der Weg beginnt dort, wo die Hilfe endet.

Der Dichter ohne Gesicht lehrt keine Formen,
Er bringt keinen Himmel, in dem man sich verlieren könnte,
Er hebt die Seele nicht, indem er sie dem Leib entreißt,
Er verkauft nicht den Glanz einer allzu leichten Ewigkeit,
Er führt die Tugend zurück in den menschlichen Staub,
In die Wärme der Hände, in die sich beugenden Knie,
In die ehrliche Müdigkeit, in Brot, in Wasser, in Kälte,
In das, was sich zerreißt und dennoch wachsen will,
Er macht aus dem Boden einen Sinn, keine s
chwere Kette,
Und aus dem Leben einen Ort, wo das Unsichtbare atmet.
Er hat seine Masken an der Schwelle der Sprache zerbrochen,
Er will nicht mehr verführen, nicht in der Nacht glänzen,
Er zieht den hellen Schatten vor, in dem die Wahrheit zittert,
Diese Klarheit der Wache, die niemanden blendet,
Denn was dauern will, schreit sich nicht in die Welt,
Es braucht feine Ohren, um im Kommen gehört zu werden,
Es braucht eine langsame Nacht und getrennte Schritte,
Damit ein Atem der Zukunft ein verletzliches Herz streift,
Der Dichter weiß es: Die Boten sind diskret,
Sie suchen im Lärm ein bewohnbares Schweigen.
Man hatte ihn vielleicht mit einer Donnerstimme erwartet,
Mit ehernen Worten, mit Hymnen, mit Fahnen,
Doch er kommt arm, fast wie eine Abwesenheit,

Sein Gesang kennt keinen Hochmut, seine Kraft liegt im Rückzug,
Er spricht zu den niedrigen Dingen, zum Stein, zum Lehm,
Zum uferlosen Teich, zum sich beugenden Zweig,
Zum Gras, das unter dem Schritt eines Tieres schweigt,
Zum Regen, der tröstet, indem er lautlos fällt,
Und man spürt, dass diese Welt, die man erschöpft glaubte,
Tausend Wege bewahrt, die niemals begangen wurden.
Er sucht nicht, den riesigen Zufall zu besiegen,
Er geht mit ihm, Schritt für Schritt, ohne Lüge,
Er weiß, dass sich in uns der Wahnsinn der Jahrhunderte verkörpert,
Dass die Irrtümer der Väter zu Fleisch und Willen werden,
Dass das Erbe gefährlich ist, dass es schneidet und bindet,
Doch er flüchtet weder in Bitterkeit
Noch in die Unschuld derer, die sich für rein halten,
Er nimmt die Verwirrung an und schafft in ihr,
Nicht um die Nacht auszulöschen, sondern ihr Sinn zu geben,
Nicht um das Leben zu retten, sondern um es würdig zu machen.
Der Dichter ohne Gesicht weiß, seine Feinde zu lieben,
Und härter noch: er weiß, seine Freunde zu hassen,
Nicht der Galle Hass, sondern der befreiende Hass,
Die innere Klinge, die die Bindungen durchtrennt,
Denn Freundschaft kann eine vergoldete Kette sein,
Ein allzu sanfter Zufluchtsort, in dem der Mut sich niederlegt,
Er weigert sich, geliebt zu werden wie ein Götze,

Er weigert sich, gefolgt zu werden, er weigert sich, geglaubt zu werden,
Er verlangt den Bruch, er fordert den Aufbruch,
Und seine größte Treue ist es, zu verschwinden.
Er sagt: Verliert mich und findet euch selbst,
Und das Wort fällt in uns wie ein Stein ins Wasser,
Es zieht langsame Kreise, es öffnet eine Distanz,
Zuerst lässt es Kälte zurück, dann eine neue Kraft,
Denn der wahre Gefährte steht nicht auf dem Gipfel,
Er geht eines Tages nebenher, wenn der andere gehen kann,
Und selbst der Meister ist nur Meister, indem er zerbricht,
Indem er seine Krone den Händen überlässt, die sie zerreißen,
Indem er dem Risiko zustimmt, verleugnet zu werden,
Damit die Liebe gleich werde und nicht Verehrung.
Dann entsteht eine seltsame Hoffnung, ohne Prophezeiung,
Eine Hoffnung der Erde, ein heilender Duft,
Als könnte die Welt eines Tages ohne Himmel genesen,
Als könnte der Mensch, mitten auf seinem Weg, feiern
Nicht das Ankommen am Ziel, sondern den Gang zum Morgen,
Als wäre das große Mittag kein Sieg,
Sondern die volle Klarheit eines angenommenen Werdens,
Zwischen dem Tier in uns und der kommenden Höhe,
Zwischen dem Instinkt, der beißt, und dem Geist, der sich fügt,
Zwischen dem tiefen Schatten und der tieferen Freude.

Der Dichter ohne Gesicht verkündet keine Götter,
Er ersetzt den alten nicht durch einen neuen Thron,
Er weiß: Die Götter sterben, wenn man sie zu Statuen macht,
Und die Seele verliert sich, wenn sie eine Stütze sucht.
Er zieht die Aufgabe dem Trost vor,
Er zieht das fragile Feuer dem beruhigenden Dogma vor,
Er zieht das Ungewisse vor, die Kühnheit, den nackten Schritt,
Die Freude, noch einmal zu versuchen, was nie versucht wurde,
Denn das Leben ist nicht geschlossen, und die Erde ist nicht vollendet,
Und die Zukunft atmet dort, wo niemand hört.
Man erkennt ihn daran: Er behält niemanden bei sich,
Er sammelt keine Gläubigen um seinen Namen,
Er öffnet die Hände, er löst die Kreise,
Er weist jeden zurück in seine fruchtbare Einsamkeit.
Er sagt: Wacht, hört, sucht keine Zeichen,
Die Welt spricht unten, in den Rissen des Wirklichen,
In der Kluft, im Schatten, im Widerstand der Dinge,
Und das rechte Wort kommt nicht aus einem glatten Blick,
Es entsteht aus Reibung, aus Zweifel, aus Opazität,
Es entsteht wie eine Glut, heimlich, in der Nacht.
Er schreibt mit wenig, doch dieses Wenige öffnet Länder,
Er lässt Weißräume, in denen die Seele atmen lernt,
Er füllt den Mangel nicht aus, er bewohnt ihn schweigend,
Denn der Mangel ist eine Schwelle, und die Schwelle ist ein Übergang.

Er weiß, man tötet das Unsichtbare, indem man es ergreifen will,
Darum spricht er kaum, um kein Hindernis zu sein,
Er überlässt dem Leser die Last des Feuers,
Er überlässt dem Jünger die Aufgabe des Werdens.
Er gibt keine Antworten: Er macht die Fragen lebendig,
Und das Leben wird wieder möglich.
Und wenn er zurückkehrt, dann nicht, um zu herrschen,
Sondern um mit einer anderen Liebe zu lieben, ohne Besitz,
Um in den nun festen Blicken jene zu erkennen,
Die die Prüfung der Abwesenheit durchschritten haben,
Die nicht mehr glauben müssen, um zu gehen,
Die Krone und die Maske zerrissen haben,
Die gelernt haben, zur Statue »Nein« zu sagen
Und »Ja« zu dem Weg, der zu einem neuen Morgen führt.
Dann steht der Gefährte nahe beim Gefährten,
Und das Fest ist kein Kult mehr: es ist Treue.
Der Dichter ohne Gesicht besitzt kein Werk, das ihn einsperrt,
Er weigert sich, dass seine Worte zu ewigen Mauern werden,
Er weiß, dass das Wort stirbt, wenn es erstarrt.
Er will, dass es Atem bleibe, Übergang, Zittern,
Er will, dass es sich verliere, um anders neu zu werden,
Wie ein Wasser, das sich in tausend Bäche teilt,
Wie ein Wind, der durch die Bäume geht, ohne sie zu besitzen,
Wie ein Gesang, den man aufnimmt, ohne zu wissen, woher er kommt.

Und darum tritt er zurück: damit die Stimme bleibt,
Damit die Erde hört, jenseits seines Namens.
Er ist nicht der Goldschmied der Wolken und Balkone,
Er ist nicht der Fischer der Steine in den Himmeln,
Er ist der Hartnäckige des Sichtbaren, des durchquerten Endlichen.
Er sucht das Unendliche im Fleisch der Augenblicke,
Er sucht das Ewige in der Armut einer Geste,
In einer gereichten Hand, in einem Schritt, der zurückkehrt,
Im reglosen Teich, in dem die Welt sich spiegelt,
In der Frucht, die reift, im Herbst, der einwilligt.
Er weiß: Die Freude steht nicht über dem Schmerz,
Sie ist tiefer, wenn der Schmerz tief ist.
So geht er, gesichtslos, durch die Jahreszeiten,
Durchquert die Städte, die Ruinen, die Pfade,
Er verlangt nichts vom Blick der Vorübergehenden,
Er muss nicht gesehen werden, um treu zu sein,
Denn Treue ist kein Licht,
Sie ist eine innere Haltung, eine wählende Wache.
Und jene, die ihm begegnet sind, kennen seinen Namen nicht,
Sie wissen nur, dass sie freier atmen,
Dass sie die Erde wiedergefunden haben, wie man eine Stimme wiederfindet,
Dass sie sich wahrer fühlen, ohne zu wissen warum.
Er trägt das große Mittag in sich wie eine Verheißung,
Nicht ein Mittag des Triumphs, sondern der Lucidität,

Ein Mittag, an dem man aufhört, sich selbst zu belügen,
An dem man den Weg sieht, und die noch lange Straße,
An dem man den Übergang segnet, auch wenn er kostet,
An dem man akzeptiert zu verlieren, um sich finden zu können,
An dem man begreift, dass der Schatten eine Kraft des Hörens ist,
Und dass die Nacht der Welt ihren Widerstand zurückgibt.
Dann brennt die Sonne der Erkenntnis nicht mehr:
Sie reift, wie eine Traube, im Schweigen des Herzens.
Der Dichter ohne Gesicht, am Rand der Trennung,
Bietet kein anderes Brot als das der Anstrengung.
Er sagt: Bewahrt mich nicht, macht mich nicht zur Statue,
Tragt mich nicht als Beweis gegen die Welt,
Denn ich bin nichts, wenn ihr nicht ihr selbst seid,
Und das Wort ist nichts, wenn es nicht Leben wird.
Er sagt: Die Erde erwartet eure Hände, eure Schritte, eure Schöpfungen,
Sie wartet darauf, dass sich der Wert der Dinge erneuere,
Sie wartet auf euren Mut, eure Freude am Ungewissen,
Sie wartet darauf, dass ihr endlich Schaffende seid.
Und wenn er sich zurückzieht, ist die Stille nicht leer,
Sie ist ein offener Raum, eine Kammer der Wache.
Man hört darin tiefer das Murmeln der Wurzeln,
Man hört die Zukunft wie einen diskreten Atem,
Man hört die Kluft, den Schatten und das Reale,
Man hört das Leben, das seine Pfade sucht.

Und man begreift dann, in einem Frieden ohne Ruhe,
Dass die gebende Liebe kein Gesicht braucht,
Dass sie von Hand zu Hand geht, von Herz zu Herz, ohne Herrschaft,
Dass sie die Erde selbst ist, wenn sie zu sprechen beginnt.
So endet der Gesang: durch einen Rückzug, durch eine Abwesenheit,
Durch einen ausgelöschten Dichter, der der Welt das Atmen lässt,
Durch eine offene Straße, auf der jeder allein gehen muss,
Doch auf der die Einsamkeit eines Tages zum Volk wird,
Zu einem Volk, erwählt durch Wache, durch Hören, durch die Erde.
Und schon steigt in der Luft ein Geruch der Heilung auf,
Ein heilsamer Duft, eine Hoffnung ohne Verheißung,
Die Freude des Werdens mitten auf dem Weg,
Und der letzte Wille, nicht als Parole, sondern als Feuer:
Dass lebe, in der Erde, die kommende Höhe.